Ferdinandine

in

Gibraltar

bey der Belagerung

unter Elliot.

Per lava, per ignes fortiter et recte!

Mit 2 Kupfern.

Leipzig,
in der Johann Gottfried Müllerschen Buchhandlung.
1784.

Ferdinandine
in
Gibraltar
bey der Belagerung unter Elliot.

Franholm eines Bauern Sohn, bezeigte gleich von der frühen Jugend an nicht die geringste Luſt zum Ackerbau. Nur der Handel beluſtigte ihn. Sein Vater und Mutter waren ſehr dawider. Sie hatten ein ſchönes Gut, und wünſchten, daß ihr Sohn, als der einzige Erbe, dereinſt dieſes beſitzen möchte. Das Rechnen und Schreiben erlernte er, ohne viele Mühe, bis zu der ſeinen Jahren angemeſſenen Vollkommenheit, und würde, wenn er ſich den Studien hätte widmen dürfen, in ſelbigen einen glücklichen Fortgang gemacht haben, da er einen ſehr offenen Kopf hatte; das wollten aber ſeine Aeltern nicht, ſie hatten ihn ganz zu der Oekonomie beſtimmt. Sein Onkel war Kaufmann in Z.. einem kleinen Städgen. Bey dieſem war er ſehr oft, und machte ſich die gröſte Freude daraus, wenn es

ihm erlaubt wurde, dieſes und jenes zu verkaufen. Er bat ihn inſtändigſt, bey ſeinen Aeltern ein gutes Wort einzulegen, daß ſie ihm zu der Erlernung der Kaufmannſchaft, ihre Einwilligung ſchenkten. Er that es auch, und ſtimmte ſie dahin, daß ſie ihm ihren Sohn übergaben. Bis in das vierzehnte Jahr blieb Franholm bey ihm. Nun ging ſeine Abſicht dahin, ſein Glück an einem andern Orte zu verſuchen. Das gelang ihm; denn, durch die Empfehlung ſeines Onkels, kam er nach L. zu dem Kaufmann Q, einem Mann, der bey den beſten Kenntniſſen in ſeinem Fache, ein vortrefliches Herz hatte. Deſſen Liebe ſuchte er ſich bald zu verſichern, und es glückte ihm auch dermaßen, daß er ihn als ſeinen Sohn liebte. Hier blieb er fünf Jahre, und, da er ſich einige hundert Thaler geſammelt hatte; ſo beſchäftigte er ſich mit dem Gedanken, auf Reiſen zu gehen. Er begab ſich nach Strasburg, bekam daſelbſt ſogleich eine ſehr einträgliche Kondition, und legte ſich mit allem Eifer auf die Erlernung der franzöſiſchen und engliſchen Sprache, und brachte es ſo weit, daß er beyde fertig ſprechen lernte. Nach zween Jahren ging er nach Paris. Hier glückte es ihm ganz vorzüglich; Er hatte einen Prinzipal, der ihn, ſeiner auſſerordentlichen Talente wegen, ſehr ſchätzte und liebte. Bey dieſem hatte er ſich dergeſtalt beliebt gemacht, daß er ihm ſein ganzes Zutrauen ſchenkte. Noch mehr aber hatte er ſich bey ſeiner Prinzipalin inſinuirt. Sie

machte ihm die ansehnlichsten Präsente, und gab ihm die deutlichsten Proben von ihrer Liebe. Hiervon machte er Gebrauch; allein, ohnerachtet Franholm alle seine List aufbot, diese Liebes Avantüre zu verheimlichen: so merkte dies doch Herr Amien, so hies der Kaufmann, zeitig genug, und ward eifersüchtig. Doch suchte er seinen Unwillen hierüber so viel als möglich zu verbergen, und sammelte erst noch mehrere Beweise. Er fand endlich, daß sein Verdacht nicht ungegründet gewesen, und gab dem Herrn Franholm unvermuthet die Dimission. Dieser war dabey sehr gleichgültig; denn durch die Güte der Madame Amien hatte er keinen Mangel am Gelde, und auf die fernere Unterstützung, konnte er, ihrem Versprechen gemäß, sichere Rechnung machen. Er entschloß sich also demohnerachtet in Paris zu bleiben, und daselbst zu privatisiren. Er besuchte zwar den Herrn Amien nicht wieder, befand sich aber oft heimlich mit dessen Gattin in Gesellschaft, und ärndete von selbiger die Proben der zärtlichsten Liebe ein. Die Möglichkeit eines solchen verbotenen Umgangs wird gewis der, welcher Paris kennt, nicht bezweifeln. Franholm ist hievon ein redendes Beyspiel. Er wußte mit vieler List den Herrn Amien, zu seinem Vortheil, so zu verblenden, daß er weiter nichts mehr fürchtete, zufrieden, daß er Franholm nicht mehr in seinem Hause sahe. Noch mehr! Plötzlich starb Herr Amien. Ob ihm seine Gattin ein Suczessionspulver

pulver beygebracht! kann ich nicht mit Gewißheit behaupten. In Paris aber glaubten es viele. Doch — das sey wahr oder nicht! Genug, Madame Amiet weinte über diesen Todesfall nicht trostlos, und wünschte, sich nun mit dem Herrn Franholm zu verbinden; allein, er war reformirt. Das war der einzige Anstos. Seine Religion aufzugeben, und zu einer andern überzugehen, erlaubte ihm sein Gewissen lange nicht. Seine Geliebte lies es nicht an Zureden und Vorstellungen fehlen; allein sie war nicht im Stande, etwas auszurichten. Sie machte einen neuen Versuch, und steckte sich hinter den Pater L.. einen Mann der die Geschicklichkeit, Proselyten zu machen, vollkommen besas. Dieser bot alle seine Beredsamkeit auf, und wendete alle rednerische Kunstgriffe an, um Herrn Franholm zum Uebergang zu der katholischen Religion zu bewegen. Es kostete ihm viele Mühe; denn er machte ihm solche Einwendungen, die ihm schwer wurden, zu widerlegen. Doch er lies nicht nach, sondern beeiferte sich immer mehr, ihm ans Herz zu reden. Endlich glückte es ihm. Franholm trat feyerlich zu der katholischen Religion über. Nun ward er seiner Geliebten noch weit schätzbarer, und sie nahm keinen längern Anstand, sich mit ihm zu vermälen. An seiner Seite versprach sie sich weit vergnügtere Tage, als sie bey ihrem verstorbenen Gatten gehabt hatte; denn sie war der Pracht und Verschwendung ergeben, er aber, ein

guter

guter ehrlicher Mann, haßte alle Vergnügungen, und konnte sich keine gröſsere Freude denken, als sich mit seinem Geldkasten zu beschäftigen, und seine Reichthümer zu vergröſsern. Ganz anders war Herr Franholm, ihr nunmehriger Gemal gesinnt. Der liebte das Geld in keiner andern Absicht, als es zu den Lustbarkeiten und dem Vergnügen des Lebens zu nutzen. Eben so dachte seine nunmehrige Gattin. Nun lies sie ihrem Hange zu den Eitelkeiten freyen Lauf: Herr Franholm hemmte ihn nicht, sondern verschafte selbigem, seiner eigenen Neigung gemäß, immer neue Nahrung. Keins machte dem andern Vorwürfe. So lebten sie beyde vergnügt, und Madame Franholm beschenkte ihren Gatten mit einem Sohne. Das war schon in der ersten Ehe von jeher ihr Wunsch gewesen, desto gröſser war jetzt ihre Freude darüber. Uneingedenk der Zukunft lebten beyde so verschwenderisch, daß die Handlung anfieng vernachlässigt zu werden. So verflossen zehen Jahre. Herr Franholm ward zufälliger Weise mit dem Gesandten seines Fürsten, der sich in Paris aufhielt, bekannt. Dieser wunderte sich, daß er seine Talente nicht seinem Vaterlande aufopferte, that ihm dem Antrag, in selbiges zurückzukehren, und versprach, ihm bey dem Fürsten eine sichere Versorgung zu schaffen. Diesen Vorschlag genehmigte er; allein seine Gattin war zu sehr in Paris verliebt, als daß sie dieses schöne Paradies hätte verlassen sollen. Der Gesandte, der

oft bey Herrn Franholm speißte, redete ihr aber so zu, daß sie sich entschloß, mit ihrem Gemal nach Deutschland zu gehn. Er gab also seine Handlung auf, verkaufte alles, und begab sich in sein Vaterland wieder zurück. Nachdem er seine Aeltern besucht hatte, reiste er unverzüglich zu seinem Fürsten und übergab selbigem ein Schreiben von dem Gesandten. Er unterhielt sich lange mit ihm, und Franholm hatte das Glück, ihm, als ein geschickter und brauchbarer Mann so bekannt zu werden, daß er versprach, bey der ersten schicklichen Gelegenheit, für ihn zu sorgen. Er blieb auch seinem Versprechen treu, und stellte ihn bey dem Salzwerke in T. als Factor an. Hier zeichnete er sich durch Bestrebsamkeit, Ordnung und Geschicklichkeit dergestalt aus, daß er, nach zween Jahren, die ganze Direction über dieses berühmte Salzwerk erhielt. Er nutzte jede Gelegenheit, sich Vortheile zu verschaffen. Der Krieg, welcher damals in Deutschland wütete, machte sein Glück. Er übernahm die Getraidelieferung, und hatte einen so großen Holzhandel, daß er sich dadurch ungeheure Summen Geldes erwarb, und einer der Reichsten im Lande wurde. Seinen Sohn ließ er in der Schule zu B. auf das beste erziehen. Dieser hatte die so seltene Eigenschaft eines jungen Menschen, daß er, als der einzige Sohn, bey dem Bewußtseyn, dereinst Besitzer eines großen Vermögens zu werden, demohngeachtet sich mit allem Fleisse auf

die

die Erlernung der Wiſſenſchaften legte, und darin einen bewunderungswürdigen Fortgang machte. So vergiengen drey Jahre, und mit jedem derſelben bekam auch das Vermögen ſeines Vaters neuen Zuwachs. Der Fürſt machte ihm ſo gar, für ſeine geleiſteten treuen Dienſte, ein Präſent mit dem Adelsbriefe. Niemand hatte darüber eine gröſsere Freude, als ſeine Gattin, denn dieſer ſchmeichelte der Titel: gnädige Frau — auſſerordentlich. Einen Beweis der fürtreflichen Denkungsart des jungen Franholm liefert folgender Brief, den er an ſeine nunmehr gnädige Mutter ſchrieb, und ihr, auf die ertheilte Nachricht, daſs ſein Vater in den Adelsſtand erhoben worden, antwortete:

Liebe Mutter!

Freylich ſollte ich nun gnädige Mutter ſchreiben; aber nein, liebe Mutter, iſt der Titel, den mich die Natur lehrt, gnädge — hat das Gebot des Fürſten zum Grunde. Mir gilt die Stimme der erſtern mehr, als der Machtſpruch des letztern. Drum werde ich auch dieſe Sprache immer fortführen, und Sie, als meine liebe Mutter, weil ich lebe, verehren. Uebrigens wünſche ich meinem guten Vater und Ihnen zu dieſer erlangten Würde Glück. Ich geſtehe es aber offenherzig, das Reitzende dieſer Ehre empfinde ich nicht. Die Ehre deren mich mein eignes Herz würdig erklärt, übertrift, meines Erachtens, alle

übrige. Künftigen Monat gehe ich von hier ab. Mein Herz giebt mir das Zeugniß, meine Zeit gut angewendet zu haben, drum verspreche ich mir auch den Beyfall meiner lieben Aeltern, und freue mich zum voraus, Ihnen mündlich sagen zu können, daß ich in kindlicher Ehrfurcht stets verharre

Ihr

gehorsamster Sohn
Heinrich Franholm.

Dieser Brief schien der auf ihren Adel stolzen Frau Mutter sehr beleidigend zu seyn. Sie war böse auf ihren Sohn. Nicht gnädge Frau Mutter? nicht unterthäniger Sohn? Er hat Recht, erwiederte ihr Gatte, er denkt eben so wie ich, und anstat auf ihn böse zu seyn, hast du vielmehr Ursache, seinen Verstand und Herz zu bewundern; dieser Brief macht ihm bey jedem Vernünftigen die größte Ehre.

Nun hatte der junge Franholm seine Schulstudien geendigt, und kam, mit den besten Zeugnissen seiner Lehrer, in Absicht seines bewiesenen Fleißes und guten Aufführung, zu seinen Aeltern zurück. Hier verweilte er ein halbes Jahr. Noch ehe er auf die Akademie ging, erhob der Fürst seinen Vater zu noch größerer Ehre. Was vermag nicht das Geld? Es stiftet Ehen: schenkt uns zu wichtigen Aemtern Verstand: macht uns nobel, und erhebt uns zu Grafen. Herr von Franholm unterstützte seinen Landesherrn

mit

mit einer groſſen Summe Geldes. Aus Erkentlichkeit dafür erhob er ihn in den Grafen-Stand. So ging der junge Franholm als Graf auf die Akademie nach Göttingen. Hier ſtudierte er drey Jahre mit allem Eifer, und da er ein ganz vorzügliches Vergnügen an den ſchönen Wiſſenſchaften fand, ſo nutzte er die Gelegenheit, die er hier hatte, ausnehmend; doch verband er hiermit die Erlernung der Rechte, und machte auch in dieſer Wiſſenſchaft herrliche Fortſchritte. Seine Aeltern lieſſen es an nichts fehlen, verſorgten ihn reichlich mit Geld, und ſeine Mutter vorzüglich verlangte, daß er, als Graf, in Göttingen eine glänzende Rolle ſpielen ſollte; allein, er fand nur Vergnügen an den Wiſſenſchaften. Dieſen widmete er ſich ganz, und hielt alle Pracht und Verſchwendung für Thorheit. Er wucherte vielmehr mit ſeinem Gelde, anſtatt es auf unmäſige Vergnügungen zu wenden, für das Wohl der Menſchheit; denn, auſſer daß er fünf arme Studenten ganz unterhielt, ſtiftete er noch im Stillen viel Gutes ſo, daß ſeinen Abſchied von Göttingen viele beweinten, und ihn mit Segenswünſchen begleiteten. Nun kam er wieder zu ſeinen Aeltern zurück; allein der junge Herr war gar nicht nach dem Geſchmack ſeiner Hochgebohrnen ſtolzen Frau Mutter. Seine männliche Ernſthaftigkeit; ſein herablaſſendes Betragen gegen Niedrige; ſein Hang zum Studieren; ſeine Liebe zur Einſamkeit; ſein Abſcheu an aller Pracht und rauſchenden

Gesellschaften zogen ihm die Unzufriedenheit der Frau Mutter zu; doch lies er sich in seinen einmal bevestigten Grundsätzen nicht wankend machen, und bat sich von seinem Vater die Erlaubniß aus, noch zween Jahre in Leipzig studieren zu dürfen. Diese bekam er auch um so viel mehr, weil seine Mutter glaubte, daß Leipzig der vorzügliche Ort sey, wo ein junger Mensch für die Welt (sie hatte davon thörichte Begriffe) gebildet werden könnte. Doch, dies rührte ihn gar nicht. Blos aus Lernbegierde gieng er dahin, und setzte seine Studien glücklich fort. Ein Jahr war er hier, als er unvermuthet die für ihn traurige Nachricht von dem Tode seines Vaters bekam. Seine Mutter verlangte von ihm, daß er die Universität verlassen, und zu ihr kommen sollte; allein das entsprach seinen Wünschen nicht. Nur noch ein Jahr wollte er in Leipzig bleiben, dazu bekam er auch endlich von seiner Mutter Erlaubniß. Weil er die Absicht hatte, nach vollendeten akademischen Studien, auf Reisen zu gehen, so wendete er das letzte Jahr vorzüglich zur Länderkentniß an, und nutzte jedes in dieses Fach schlagende Buch mit vielem Vortheile; vorzüglich war das Studium der Geschichte seines Vaterlandes seine Hauptbeschäftigung. So gieng er von Leipzig zu seiner Mutter. Sie glaubte, ihn ganz verändert zu sehn, allein er war sich noch immer gleich. Ihr einziger Wunsch gieng nun dahin, ihn bald als einen großen Mann im Staate zu sehen; dies war seiner Neigung

ganz zuwider, und von der Luſt auf Reiſen zu gehen durfte er ſich gar nichts merken laſſen; allein plötzlich überfiel ſeine Mutter ein hitziges Fieber, und da er zwey Monate in ihrem Hauſe zugebracht hatte, ſtarb ſie. Nun war er ſein eigener Herr, und in dem Beſitz eines großen Vermögens. Er konnte alſo ſeinen Wunſch auf Reiſen zu gehen, befriedigen. Sein Hofmeiſter hatte ihn auf Schulen und Akademien begleitet, und ſich ihm ganz aufgeopfert. Gegen dieſen hatte Graf von Franholm viel Liebe und ſchenkte ihm ſein ganzes Zutraun. Er unterredete ſich mit ihm wegen des Plans ſeiner vorhabenden Reiſen, fragte ihn, ob er Geſellſchaft leiſten wolle? und bat ſich überhaupt ſeinen guten Rath aus.

Es iſt Pflicht, Ihnen mein Beſter! über eine ſo wichtige Sache meine Gedanken zu eröffnen: Die Egyptier hatten nicht ganz Unrecht, daß ſie keinem eher auf Reiſen zu gehen verſtatteten, bis er funfzig Jahr alt war; denn um mit Nutzen zu reiſen, muß man ſchon viele Erfahrungen geſammelt haben, die ein Jüngling nicht haben kann. Da Sie aber, Herr Graf, hier eine Ausnahme machen; ſo erlauben Sie mir, Sie an das lächerliche Geſetz der Abderiten zu erinnern: Kein Abderitenſohn, ſo hies das Dekret, ſoll weiter als bis an den Korinthiſchen Iſthmus länger als ein Jahr, und nie ohne Aufſicht eines bejahrten Hofmeiſters, von altabderitiſcher Abkunft, Denkart und

Sitte,

Sitte, reisen. Junge Leute müssen zwar die Welt sehn; aber eben darum sollen sie sich an jedem Ort nicht länger aufhalten, als bis sie alles, was mit Augen da zu sehen ist, gesehen haben. Besonders soll der Hofmeister genau bemerken, was für Gasthöfe sie angetroffen, wie sie gegessen, und wie viel sie bezahlen müssen; damit ihre Mitbürger sich in der Folge diese ersprießlichen Geheimnachrichten zu Nutze machen können. Ferner soll zu Ersparung der Unkosten eines allzulangen Aufenthalts an einem Orte, der Hofmeister dahin sehn, daß der junge Abderit in keine unnöthige Bekanntschaft verwickelt werde. Der Wirth oder der Haußknecht, als an dem Orte einheimisch, kann ihm am besten sagen, wie die dasigen Gelehrten und Künstler heissen, wo sie wohnen, und um welche Zeit sie zu sprechen sind, dies notirt sich der Hofmeister in sein Tagebuch; und dann läßt sich in zween oder drey Tagen, wenn man die Zeit wohl zu Rathe hält, vieles in Augenschein nehmen. So lächerlich dies auch ist, so reisen doch viele auf diese Art in fremde Länder. Müssen Sie das nicht selbst gestehen, mein lieber Graf?

Ja, ich kenne selbst einige, die auf ihren Reisen die Abderitischen Gesetze vor Augen gehabt haben.

Daher auch so manche Abderiten Stückchen?

Was heißt das?

Nichts anders als Schildbürger-Streiche.

So, ſo, auf dieſe Art wünſche ich nicht zu reiſen. Ihrem gütigen Rathe werde ich folgen. Sie reiſen doch mit mir?

Mit Vergnügen, mein lieber Graf, erwiederte er, werde ich Sie begleiten; aber erlauben Sie mir einen Vorſchlag: Die mehreſten jungen Leute gehen auf Reiſen, und beſehen fremde Länder, ohne mit ihrem eigenen Vaterlande hinlänglich bekannt zu ſehn. Das iſt die gröſte Thorheit, die ich mir denken kann. Urtheilen Sie ſelbſt mein Beſter, welche Schande für uns Deutſche! Wir reiſen nach Italien, Frankreich, England u. d. g. Wir kommen mit Leuten, die uns intereſſiren, und deren Umgang wir ſuchen, in Geſellſchaft, wir fragen Sie um die Regierungs-Form, die Finanzen und die Produkte des Landes, und was dergleichen mehr. Sie belehren uns; allein, ſie wollen ſich davor ſchadloß halten, und erkundigen ſich nach der Verfaſſung und Beſchaffenheit unſers Landes. Welcher Schimpf für uns, wenn wir alsdann ihre Fragen unbeantwortet laſſen müſſen? Wollen Sie alſo, lieber Graf, eine Reiſe in fremde Länder unternehmen; ſo rathe ich Ihnen, zuvor ein Jahr ihrem Vaterlande zu widmen, und dann erſt fremde Länder zu beſehen. So werden Sie mit Nutzen reiſen.

Dieser freundschaftlichen Stimme folgte der Graf von Frankholm mit Vergnügen, und trat in Gesellschaft seines zeitherigen Hofmeisters die Reise an. Er sahe sich in den vornehmsten Städten Deutschlands um, und machte sich mit den verschiedenen Regierungsformen, Sitten und Gebräuchen der Nation, wie auch den Landesproducten bekannt. Besonders nutzte er den Umgang mit den Gelehrten, und machte von den öffentlichen Bibliothecken und Cabinetten einen so guten Gebrauch, daß er dadurch seine Kentniß sehr vermehrte. An jedem Hofe, den er besuchte, ward er ausserordentlich geschätzt. Berlin und Wien zogen seine ganze Aufmerksamkeit auf sich, und eine von diesen Städten bestimmte er sich zu seinem künftigen Aufenthalte. In Wien hielt er sich am längsten auf, und machte auch daselbst die mehresten Bekanntschaften. Von hieraus, bereichert mit hinlänglichen Kentnissen von seinem Vaterlande, reisete er nach Italien. Hier fand sein Geschmack die herrlichste Nahrung: Jedes wichtige Werk der Kunst nutzte er mit vieler Beurtheilung, und, da er so viele Bücher über Italien gelesen hatte, so machte es ihm eine unbeschreibliche Freude, seine theoretischen Kentnisse in praktische verwandelt zu sehen. In Mayland und Florenz hielt er sich am längsten auf, vorzüglich aber widmete er Rom ein ganzes Jahr. Sein Wunsch war, sogleich die Schweitz, Frankreich und Engelland zu besehen; allein er ward zu seinem grösten

Mißver-

Mißvergnügen krank. Zwar wurde er nach sechs Wochen wieder hergestellt; da aber seine Gesundheit sehr geschwächt war, so rieth ihm sein Freund, erst in sein Vaterland zurück zukehren, und da sich völlig auszukuriren. Diesen Vorstellungen schenkte er seinen Beyfall. So verlies er, nach einem zweyjährigen Aufenthalt, Italien, und kam wieder in sein Vaterland. Hier verweilte er aber nicht länger, als sechs Monate. Dann reiste er nach Holland, und begab sich hierauf nach Engeland. Der Charackter der Engeländer war seinem Geschmacke mehr angemessen, als die National-Neigung der Holländer. Drum verlies er auch Holland sehr zeitig, und hielt sich in Engeland ein ganzes Jahr auf. Auch hier studirte er ununterbrochen fort, und nutzte die Gesellschaft der Gelehrten zu seinem Vortheil. Er würde seinen Aufenthalt in London noch verlängert haben, wenn nicht eine gewisse Begebenheit, die ihm das gröste Unglück drohete, seine Abreise beschleunigt hätte. So gieng er aus Engeland, ohne daß seine Freunde die wahre Ursache erfuhren, und begab sich nach Frankreich. Hier freuete er sich seine Geburtsstadt wieder zu sehen. Unter den vielen Freunden, die er sich bald erwarb, war der Graf de Vecombe derjenige, der seinen vorzüglichen Beyfall erhielt. Er hatte auch das Glück, dessen Vertrauter zu werden. So wie er, ehrte er die Wissenschaften, und in ihren Gesinnungen war die vollkommenste Harmonie. Kein

Tag

Tag vergieng, wo er nicht bey ihm war, und endlich zog er so gar in sein Haus. Hier ward, durch den nähern Umgang, eine Neigung zu der Tochter seines Freundes, in ihm rege. Er that ihr so viel als möglich Einhalt, um sich erst von der Gegenliebe derselben zu vergewissern. Davon ward er bald überzeugt. Es kostete ihm also keine Mühe, ihr Herz, mit Einwilligung ihrer Aeltern, zu erhalten. Er machte einen Versuch, und entdeckte dem Grafen von Becombe und dessen Gemalin, seine Absicht. Beyde freueten sich, an ihm einen so würdigen Schwiegersohn zu bekommen, und schenkten ihm ihre Einwilligung zu der Verbindung mit ihrer Tochter. Ohne Aufschub ward die Vermälung vollzogen, und Graf von Franholm glaubte nunmehro, an der Seite seiner Gemalinn, sein Glück bevestigt zu haben. Sie verdiente auch die Achtung, die er ihr schenkte mit Recht, denn sie war eine der schönsten Damen in Paris, hatte ein fürtreffliches Herz, und gute Bildung des Verstandes. Nebst dem französischen, sprach und schrieb sie englisch und italienisch unvergleichlich. In der Musick hatte sie es so weit gebracht, daß sie komponirte, und als eine seltene Erscheinung unter ihrem Geschlecht ward sie von Jedermann wegen der Kentnisse in der Mathematick geschätzt.

Der Graf von Franholm hielt sich nur noch ein Jahr in Paris auf, und wünschte, in sein Vaterland wieder zurückzukehren. Seine Schwiegerältern

wagten

wagten alle nur erſinnliche Vorſtellungen, ihn zu überreden, daß er in Paris bleiben möchte; allein es gefiel ihm hier nicht ſo gut, daß er ſein Vaterland hätte aufgeben ſollen. Wien beſtimmte er zu dem Ort ſeines künftigen Aufenthalts. Dahin trat er auch, nebſt ſeiner Gemalinn, die Reiſe an. Der Graf und Gräfinn von Becombe folgten ihnen, und brachten in Geſellſchaft ihrer Kinder ein halbes Jahr in Wien recht vergnügt zu. Hierauf begaben ſie ſich wieder zurück. Bis D.. leiſteten ihnen der Graf und die Gräfinn von Frauholm Geſellſchaft. Wenn man erwägt, daß die Gräfinn die einzige Tochter ihrer ſie zärtlich liebenden Aeltern geweſen iſt, und die nunmehrige weite Entfernung zwiſchen ihnen bedenkt: ſo kann man ſich leicht vorſtellen, wie rührend der Abſchied auf beyden Seiten geweſen ſeyn müſſe. Als gäben ſie alle Hofnung auf, ſich jemals wieder zu ſehen, — ſo weinten ſie. Die jungen glücklichen Eheleute begaben ſich nun wieder auf die Rückreiſe nach Wien. Sie kamen vor W — —, einem ſächſiſchen Städtgen vorbey. An deſſen Ende, nahe an einem Garten, erblickten ſie ein Mädchen in einer rührenden Lage; denn ſie kniete, rang die Hände und weinte. Dieſer Auftritt machte das ganz zum Mitleiden geſtimmte Herz der Frau Gräfinn rege. Sie befahl dem Poſtillen, ſtille zu halten, ſtieg aus dem Wagen, und eilte zu dieſem Kinde, deſſen fürtrefliche Geſichtsbildung ihr ſogleich auſſerordentlich gefiel.

Was machſt du denn ſo allein, meine Tochter?

Ach! meine liebe Madame, ich bete und weine.

Warum weinſt du denn?

Weil's mir gar ſo übel geht.

Wie ſo? Erzähle mir doch deine Umſtände?

Meine Mutter iſt mir geſtorben, die hatte mich ſehr lieb; meine jetzige Stiefmutter aber kann mich nicht leiden, und ſchlägt mich alle Augenblicke ohne Urſache. Drum bitte ich den lieben Gott, daß er mich bald ſterben laſſe.

Wie alt biſt du denn?

Ich gehe in's achte Jahr.

Wer iſt dein Vater?

Der Advokat Schwerdfeger in der Stadt.

Hat er denn Vermögen?

Ach, liebe Madame! nicht viel. Er klagt immer.

Haſt du denn noch Geſchwiſter?

Nur einen Bruder, den ich ſehr liebe.

Willſt du denn etwa mit mir reiſen?

Ach nein, liebe Madame! meinen lieben Vater will ich nicht gern verlaſſen.

Du ſollſt aber eine recht gute Mutter wieder finden.

Ey, wenn das iſt! ich will es aber erſt meinem Vater ſagen.

Das geht nicht an. Ich kann mich nicht lange aufhalten. Komm nur mit! Ich will alsdann deinem Vater schreiben, wo du bist. Dann kommt er auch zu dir.

Wollen sie aber das auch bald thun?

Ja, den Augenblick, wenn ich nach Hause komme.

Wenn kommen Sie denn nach Hause?

Morgen, meine liebe Tochter!

Und dann wollen Sie an meinen Vater schreiben?

Ja, darauf kannst du dich verlassen.

Soll denn mein Vater auch bey Ihnen wohnen?

Das versteht sich, mein Kind!

Haben Sie denn auch so ein großes Haus?

Freylich, ein so grosses Haus, wie du in deinem Leben noch nicht gesehen hast.

Kann sich denn aber mein Vater da, wo Sie wohnen, Geld verdienen? denn zu Hause schreibt er beständig, und sagt immer: seine Feder verdiente ihm und uns allen das liebe Brod.

Bey mir soll er gar nicht arbeiten.

Ja, wovon sollte er denn aber leben?

Ich will ihn schon erhalten.

Auch meine Mutter und Bruder?

Allerdings.

Haben Sie denn aber auch ſo viel Geld?

Genug, meine Tochter (Hier zog ſie ihre Börſe heraus, und zeigte ſie ihr).

Ey das viele Geld!

Ich habe noch viel mehr.

Noch mehr?

Da haſt du auch etwas (Sie gab ihr einen Louisd'or).

Wie viel gilt denn das?

Fünf Thaler!

Fünf Thaler? — die will ich meinem Vater bringen.

Jetzt nicht, er ſoll ſchon von mir Geld genug kriegen. Komm nur mit mir!

Ganz gerührt führte die Gräfinn Ferdinandinen, ſo hies dies Mädchen, an der Hand zu ihrem Gemal, erzählte ihm ganz kurz die Schickſale derſelben, und bat um Erlaubniß, ſie mit ſich nehmen zu dürfen. Sie that keine Fehlbitte. So fuhren ſie zuſammen weiter. Ferdinandine war zwar ruhig und zufrieden, nur betrübte ſie ſich darüber, daß ihr guter Vater ihrentwegen in Sorgen ſeyn werde. Der Graf verſprach ihr, in dem nächſten Nachtquartier, an ſelbigen zu ſchreiben. Er hielt auch ſein Verſprechen; denn in T.. wo ſie übernachteten, ſchickte er folgenden Brief an ihn:

Mein

Mein Herr!

Seyn Sie, in Absicht Ihrer Tochter, ohne Sorgen. Sie ist in guten Händen, und wird an mir einen Vater, und an meiner Gattinn eine Mutter haben. Sie sollen sie gewiß glücklich wiedersehn. Vergeben Sie mir aber den kleinen Eigensinn, daß ich Ihnen meinen Namen, Stand und Ort meines Aufenthalts verschweige. Hiermit leben Sie wohl. Dies wünscht

Ihr

Freund.

Hierdurch ward Ferdinandine beruhigt, wozu freylich auch mancherley Kleidungsstücke, die sie noch unterwegs bekam, viel beytrugen. Sie kamen endlich in Wien an. Der Gräfinn lag nun nichts mehr am Herzen, als die Sorge für eine recht gute Erziehung, die sie ihrer lieben Ferdinandine zu geben wünschte. Sie nahm sogleich eine Französinn und alle nur mögliche Maitres an. Es gefiel ihr nun sehr wohl, und sie verehrte und liebte den Grafen und dessen Gemalinn, als Vater und Mutter. Sie hatte einen ausserordentlich offenen Kopf, und lernte alles ohne viele Mühe, deswegen machte sie auch in der französischen und italienischen Sprache, und in der Musick einen bewundernswürdigen glücklichen Fortgang. Hierdurch wurde die Liebe der Gräfinn zu ihr gar sehr vergrössert. So lieb sie sie aber auch hatte: so verstattete sie ihr doch nicht die geringste

Unart, und verband mit ihrer zärtlichen Liebe eine gemäßigte Schärfe. Vorzüglich suchte sie dem Eigensinn, den sie oft blicken ließ, mit aller Macht entgegen zu arbeiten, und war auch so glücklich, sie bald davon zu befreyen. Ein Frauenzimmer muß stets beschäftigt seyn. Das war ihr Grundsatz; nach selbigem erzog sie Ferdinandinen. Die traurigen Folgen der geschäftsleeren Stunden in der Jugend waren ihr bekannt; drum sorgte sie auch davor, daß sie wieder die Langeweile gesichert wurde. Sie widmete sich ihr ganz, wohnte allen Unterrichtsstunden selbst bey, und ihre Freystunden waren zu häußlichen Verrichtungen bestimmt. Kurz, Ferdinandine bildete sich ganz nach ihrer guten Pflegemutter. Dem Grafen mißfiel diese strenge Erziehung, und er verlangte von seiner Gemalinn, Ferdinandinen mehrere Freyheit zu verstatten, damit sich ihr Charackter entwickeln könne; denn, sagte er, hält man eine junge Person zu scharf, so wird die Erziehung — Sclaverey: Die Liebe artet in knechtische Furcht aus, und das Herz, weil es nicht freyhandeln darf, bleibt immer versteckt. Er urtheilte recht; allein so etzog auch die Gräfinn Ferdinandinen nicht; er irrte also darinn, daß er ihre Folgsamkeit für knechtische Furcht, und ihre Bestrebsamkeit für Sclaverey hielt. Von diesem Irrthum suchte ihn seine Gemalinn zu befreyen, und bat ihn, ein aufmerksamer Beobachter Ferdinandinens zu werden, und die Triebfedern

ſedern ihrer Handlungen genau zu bemerken. Er that's, ſahe ſeinen Irrthum ein, ward mit ihrer Erziehung zufrieden, und übetlies ſie ihr ganz. Sie hatte alle zur Bildung der Kinder erforderliche Eigenſchaften, und doch blieb ihr Wunſch, Mutter zu zu werden, unerfüllt. Sie betrachtete alſo Ferdinandinen als Tochter, und widmete der ihre Erziehungstalente, mit ſo glücklichen Fortgange, daß Jedermann in Wien ihre Pflegetochter bewundern mußte. Ihre Liebe gegen ſie nahm von Tag zu Tag zu ſo, daß ſie ſich mit Genehmigung ihres Gemals entſchloß, ihr dereinſt ihr ganzes ſehr anſehnliches Vermögen zu vermachen, da er ſo wohl als ſie keine nahen Anverwandten hatten. Sie wollte ſie auch an Kindes-Statt annehmen, und brachte dies bey ihrem Gemal in Vorſchlag. Ohnerachtet er nun die Hofnung, Erben zu bekommen, aufgegeben hatte; ſo ſchlug er ihr doch, aus gewiſſen verborgenen Urſachen, dieſe Bitte ab.

Ferdinandine kam nun in die Jahre, wo man pflegt mit der ſogenannten großen Welt bekannt zu werden. Die Gräfinn kannte die Verführungen, denen ein junges Frauenzimmer ausgeſetzt iſt, ſehr gut, und wußte, daß die Schönheit ſo manchem Mädchen den Weg zum Verderben gebahnt habe. Drum verdoppelte ſie jetzt ihre Aufmerkſamkeit. Sie machte es nicht, wie die mehreſten Mütter, die aus einer übertriebenen Schamhaftigkeit gegen ihre Töch-

ter zurückhaltend sind, und ihnen die drohenden Gefahren verschweigen. Nein sie stellte ihr die große Welt mit lebhaften Farben vor Augen, und zeigte ihr die Mittel, als ein ehrliebendes Frauenzimmer, in selbiger ihre Rolle glücklich zu spielen. Sie verlohr sie nie aus den Augen, und begleitete sie, nebst der Gouvernante, aller Orten. Solche Vorsicht war auch sehr nöthig; denn, ohnerachtet des seltenen Verstandes, der Ferdinandinen besonders auszeichnete, war doch ihre Lebhaftigkeit viel zu groß, als daß man nicht hätte Verführung fürchten müssen. In ganz Wien betrachtete man sie als eine junge Gräfinn. Ihre ausserordentliche Schönheit, der Verstand, mit dem sie sprach, und ihre Bescheidenheit verschaften ihr gar bald eine Menge Anbeter. Sie erschien oft in Gesellschaften. Alle des andern Geschlechts bewunderten sie, aber von ihrem eigenen ward sie, der Schönheit wegen, beneidet. Dies letztere war ihr zwar sehr unangenehm; allein, der ihr geschenkte Beyfall des andern Geschlechts machte ihr desto größere Freude. Das wachsame Auge der Frau Gräfinn entdeckte dieses sehr früh; sie suchte sie also von der großen Welt, so viel als möglich, zu entfernen, um nicht ihre Ehre einer leicht zu fürchtenden Gefahr auszusetzen. Doch, da ihre große Fürstinn sie sehr liebte, so konnte sie ihre Absicht nicht erreichen, sondern mußte, wider ihren Willen, mit ihr in den Gesellschaften oft erscheinen. Hier war

alle

alle Aufmerkſamkeit vergebens. Ueber ihr Herz konnte ſie nicht gebiethen. Die ſanften Triebe der Liebe waren ſchon in ihr rege geworden. Welches Mädchen iſt wohl hier ſo offenherzig, daß ſie dieſes ihrer Mutter entdecken ſollte? Ferdinandine wenigſtens machte keine Ausnahme. Sie war viel zu klug, um ſich dieſes merken zu laſſen. Plötzlich verlohr ſie ihre ehemalige Munterkeit, und wurde mißlaunig. Der Graf und Gräfinn betrübten ſich darüber; Letztere ſchrieb dieſe Veränderung des Temperaments dem Verlangen zu, ihren Vater, der vielleicht in Armuth ſchmachte, zu ſehen, oder ihn mit Geld zu unterſtützen.

Du denkſt wohl oft, meine liebe Ferdinandine! an deinen armen Vater?

Ja, liebe Mutter! recht oft. Was muß er doch machen der gute Vater?

Ich will Morgen an ihn ſchreiben, und ihm Geld ſchicken.

Sie ſind zu gütig, gnädge Mutter! Ich muß Ihnen geſtehen, daß ich ſchon an meinen Vater gedacht, und ihm vor kurzen meine von Ihnen am Gelde erhaltenen Präſente geſchickt habe, doch ohne ihm den Ort meines Aufenthalts zu melden.

Das iſt fürtreflich, meine gute Tochter! und eine ſo rühmliche Handlung, welche verdient, daß ich ſogleich an deinen Vater ſchreibe, und ihm ein neues Präſent mache.

O gute Mutter, welche Freude wird mein Vater darüber empfinden! Empfangen Sie von seiner Tochter den herzlichsten Dank für diese Wohlthat.

So groß auch Ferdinandinens Freude hierüber war, so war sie doch nicht vermögend, ihre Mißmüthigkeit zu unterdrücken. Die Gräfinn sahe sich also in ihrem Erwarten hintergangen. Sie sann auf andere Mittel, und suchte durch die Gouvernante ihr Herz zu erforschen; allein auch das schlug fehl. Nichts blieb ihr nun noch übrig, als den vorigen Weg der Gesellschaft zu wählen. Hier war sie stets ganz Auge. Noch merkte sie nichts, allein ihr Gemal las in ihren Minen und Gesprächen, die sie mit dem jungen Grafen von Nolten führte, daß sie gegen ihn nicht gleichgültig sey. Lange widersprach ihm die Gräfinn, endlich wurde sie überführt. Ferdinandinens Mißmuth lies zwar etwas nach, verlohr sich aber nicht ganz. Eine feyerliche Schlittenfahrt, zu welcher sie, nebst dem Grafen und der Gräfinn von Franholm, eingeladen wurde, enträthselte diese dunkle Sache. Um die Damen wurde gelooßt. Der Graf von Nolten bekam Ferdinandinen. Sie verbarg über diesen Zufall eben so ihre Freude, als ihre Pflegeältern ihre Besorgniß. Auf die vollendete Schlittenfahrt folgte ein sehr glänzender Ball. Was Wunder, daß der Graf von Nolten, der stets Vortänzer war, von seinem Loose

Gebrauch

Gebrauch machte, um so vielmehr, da Ferdinandine im Tanzen alle ihres Gleichen übertraf? Von Tag zu Tag verlohr sich nun ihre üble Laune; die Gräfinn bezeigte zwar darüber ihre Verwunderung; allein Ferdinandine wußte ihr Herz zu verbergen, und schrieb ihr nunmehro aufgeheitertes Temperament der gehabten Motion, und dem genossenen Vergnügen zu. Beyde, der Graf und die Gräfinn, waren nun äusserst begierig, den fernern Ausgang dieser Sache zu erfahren, und glaubten, daß sich ihre Pflegetochter nach und nach selbst verrathen würde. Der Graf von Rolten wünschte sich weiter nichts, als einen Canal zu haben, wodurch er in Stand gesetzt würde, sich entweder schriftlich oder mündlich mit Ferdinandinen bisweilen unterhalten zu können. Es wurde ihm nicht schwehr, diesen zu entdecken; der Bruder der Gouvernante wohnte in Wien, und war daselbst Kaufmann. Mit diesem machte er Bekanntschaft, und sagte ihm sein ganzes Anliegen, daß er sehr wünsche, seine Schwester kennen zu lernen, um sich ihrer Vermittelung zu bedienen. Der Kaufmann verschafte ihm gar bald Gelegenheit, seine Schwester zu sprechen. Welche Freude für den Grafen! die Gouvernante ließ sich durch einen schönen Ring und einige Kleider bewegen, ihm zu versprechen, daß sie Unterhändlerinn in dieser Sache seyn wolle. Sie fing also an, ihre Rolle zu spielen. Beym Frühstück lenkte sie ihr Gespräch auf die solenne Schlittenfahrt,

fahrt, und den darauf erfolgten groſſen Ball. Ferdinandine, durch diese Erinnerung aufs neue ganz entzückt, sprach auch mit vielem Vergnügen davon, und lobte besonders den jungen Grafen von Molten, der ihr im Tanzen ausserordentlich gefallen habe. Hiervon machte die Gouvernante Gebrauch

Nur seines Tanzens wegen, fragte sie, hat er Ihnen gefallen?

O nein, nicht dieserwegen allein; ich würde körperliche Vorzüge, und ein anständiges Betragen wenig zu schätzen wissen, wenn ich den Grafen nicht hochschätzen wollte.

Blos hochschätzen, weiter nichts?

Nichts weiter, ich versichre Sie auf meine Ehre.

O! meine Beste! gegen mich haben Sie nicht nöthig, die Mine der Verstellung anzunehmen. Betrachten Sie mich als Ihre gute Freundinn, und gestehen Sie mir's offenherzig; hat nicht die Liebe zum Grafen von Molten Ihr Herz verwundet, und war diese nicht die Ursache von Ihrer zeitherigen Mißlaune?

Ja! das gestehe ich Ihnen offenherzig; aber das war ein flüchtiger Uebergang, und ist nun vorbey.

Wie vorbey? Sollten Sie den Grafen nun nicht mehr lieben, da er es so sehnlich wünscht?

Woher

Woher wiſſen Sie das?

Seyn Sie erſt offenherzig gegen mich, dann werde ich es auch gegen Sie ſeyn.

Nun gut, ſo ſage ich's Ihnen gerade heraus, daß ich den Grafen allen andern Mannsperſonen vorziehe.

Und ihn liebe?

Ja!

Und wohl wünſche, ſeine Gattinn zu werden?

Geſetzt auch, meine Beſte! das wäre mein Wunſch, ſo würde ich ihn doch für thöricht halten, und die Hofnung, des Grafen Gattinn zu werden, ganz aufgeben, da ich weiß, daß mein guter Pflegevater ihn nicht leiden kann, und gewis nie in eine ſolche Verbindung willigen wird. Ja! überdies, ich — ein Mädchen von ſo geringem Stande, und er — ein Graf?

O! das ſchadet nichts, genug, er liebt Sie.

Das glaub' ich wohl, vielleicht aber aus unlautern Abſichten?

Nein, meine Beſte! er ſchätzt ſich glücklich, wenn er Ihr Gemal werden kann.

Woher wiſſen Sie das ſo zuverläſſig?

Er hat mir ſein ganzes Herz entdeckt, und mich gebeten, ihm von Ihren Geſinnungen Nachricht zu ertheilen.

Wo haben Sie denn den Grafen gesprochen?

Bey meinem Bruder. Sehn Sie da den schönen Ring und unvergleichlichen Taffet zu zwey neuen Kleidern; das alles gab er mir, da ich ihm versprach, ihn von Ihren Gesinnungen zu benachrichtigen, und ihm Gelegenheit zu verschaffen, sich bisweilen schriftlich mit Ihnen unterhalten zu können.

O! Mamsel! wo bleiben die guten Lehren, die Sie mir ehemals gaben, in Absicht des andern Geschlechts? Wie? Sie nehmen Geschenke an, um, wider Wissen und Willen meiner Aeltern, mich in einen Briefwechsel mit einer Mannsperson zu verwickeln, der doch, wie Sie mir selbst oft gesagt haben, einem jungen Mädchen so nachtheilig ist? Wie stimmt das mit ihren Vermahnungen überein? Was soll ich von Ihnen denken?

Mäßigen Sie sich, und vergessen Sie nicht, daß ich Ihre Gouvernante bin!

Ja, das sind Sie — aber welche Rolle spielen Sie hier? Pfui! nie hätte ich das von Ihnen gedacht. Eine Kupplerinn? dazu lassen Sie sich brauchen? Schämen Sie sich nicht?

Hier gerieth sie in Hitze, und schlug Ferdinandinen, welche darüber weinte. Indem trat die Gräfinn, welche die ganze Unterredung vor der Thür mit angehört hatte, herein, lies sich aber nichts merken.

Gräfinn Was iſt dir, Kind?

Ferdin. Nichts, nichts, gnädge Mutter!

Gräfinn Nun — es muß doch etwas ſeyn, ohne Urſache weint man gewis nicht?

Gouvern. Meine gnädge Gräfinn! Ferdinandine iſt in ihrem Anzug äuſſerſt unordentlich, und ſchont ihrer Kleider nicht. Dieſerwegen habe ich ihr einige Verweiſe gegeben, darüber weint ſie.

Gräfinn Künftig, meine liebe Ferdinandine! gewöhne dich zur Ordnung, und ſchone deiner Kleider.

Ferdinandine, die das Verhalten des Grafen als die gröſte Beleidigung betrachtete, ſchrieb an ihn folgenden Brief:

Mein Herr Graf!

Ich wundre mich ſehr, daß Sie, um meine Geſinnungen gegen Sie zu erfahren, meine Gouvernante beſtochen, und ſelbiger Ihr ganzes Herz entdeckt haben. Vielleicht bin ich in Ihren Augen einiger Achtung werth, ja, vielleicht lieben Sie mich? Wie konnten Sie aber, wenn ich dieſes annehme, von meiner Gouvernante verlangen, Ihnen zu einem Briefwechſel mit mir Gelegenheit zu verſchaffen, da Sie wiſſen, wie nachtheilig ſelbiger

für

für ein junges Frauenzimmer ist? Ich muß also in die meiner Mamsel gegebenen Versicherungen ein Mißtrauen setzen; denn sonst würden Sie nicht auf einen geheimen Briefwechsel Rechnung gemacht haben, da Ihnen bekannt ist, daß ein ehrliebendes Mädchen ihren Aeltern nichts zu verheimlichen verbunden ist. Jetzt schreibe ich zwar ohne Vorwissen meiner Pflegemutter; das thue ich aber blos um meiner Gouvernante zu schonen. Ja, mein Herr Graf! belieben Sie wohl zu erwägen, daß man, um ein Frauenzimmer liebenswürdig zu finden, nicht auf ihr Gesicht, sondern auf ihr Herz sehen müsse. Kennen Sie das meinige? Ich zweifle. Darzu gehört, wie Sie wissen, ein sehr langer Umgang ohne Zurückhaltung. Was macht mich also in Ihren Augen liebenswürdig? Ist's nicht mein Gesicht? Eine Krankheit, die es entstellt? und dann, Herr Graf! — hassen Sie mich. Das ist natürlich. Verzeihen Sie mir diese Anmerkung. Vernunft und Menschenkenntniß rechtfertigen sie. Hier irre ich gewiß nicht. Uebrigens, mein Herr Graf! da Sie mir gewis zutrauen, daß ich Verdienste zu schätzen weiß: so können Sie auch zuversichtlich glauben, daß ich die Ihrigen nicht verkenne, und deswegen mit aller Hochachtung verharre

Ihre

gehorsame Dienerinn

Ferdinandine Schwerdfeger.

Dieser

Dieſer Brief war für den Grafen auſſerordentlich empfindlich. Er war böſe auf die Gouvernante, daß ſie ihre Rolle ſo ſchlecht geſpielt hatte; aber ſeine Liebe zu Ferdinandinen wurde noch ſtärker, weil er dadurch einen neuen Beweis ihrer edeln Denkungsart erhalten hatte. Lange trug er Bedenken, ihr zu antworten, endlich wagte er es

Mademoiſelle!

Ich habe Sie durch mein Verhalten beleidigt, und bitte um gütige Verzeihung. Dieſe verſpreche ich mir auch von Ihrer fürtreflichen Denkungsart, wenn ich Sie heilig verſichere, daß ich hierbey die beſte Abſicht gehabt habe. Ich liebe Sie, und hatte die Abſicht, Ihren Pflegeältern dieſes zu ſagen. War's mir alſo zu verdenken, daß ich wiſſen wollte, ob ich auf Ihre Gegenliebe Anſpruch machen dürfte? Die Abſicht war gut, nur das Mittel, das ich hierzu wählte, um ſelbige zu erhalten, für Sie beleidigend. Vergeben Sie mir alſo dieſen Fehltritt! Wäre ich übrigens ein Romanenheld, ſo würde ich Ihnen ſagen: Mademoiſelle, Sie ſchreiben wie das ſchönſte Buch; denn Ihr Urtheil über das Liebenswürdige iſt fürtreflich; aber eben dieſes, kennete ich es auch noch nicht, macht mich mit Ihrem Herzen bekannt. Meine Achtung und Liebe zu Ihnen iſt alſo nicht flüchtig, ſondern gewis wohl über-

legt und gegründet. Ich nenne mich mit vollkommenster Hochachtung

Ihren

ergebensten Freund und Diener,
Graf von Nolten.

Unterdessen hatte die Gräfinn von Franholm ihren Gemal mit der Niederträchtigkeit der Französinn bekannt gemacht. Beyde hatten ihr bisher ihr ganzes Zutrauen geschenkt, und verwunderten sich über ihr Verhalten nicht wenig. Der Graf verlangte, ihr sogleich die Dimission zu geben; allein, da die Gräfinn wußte, daß Ferdinandine sie zärtlich liebte, so bat sie diesmal für selbige; doch da sie einige Zeit darauf die Gefahr, welcher, unter solchen Umständen, ihre Pflegetochter ausgesetzt sey, genauer überlegte: so konnte sie ihre Unzufriedenheit gegen die Gouvernante nicht länger verbergen. Dies merkte Ferdinandine, und fragte nach der Ursache.

Sie scheinen, meine liebe Mutter! gegen meine Gouvernante ungnädig zu seyn?

Ja! und das mit Recht.

Wie? ich erstaune.

Wundre dich nicht. Eine Mutter muß die Person lieben, der sie ihr Kind zur Aufsicht übergiebt; denn sie übergiebt ihr ein Kleinod; allein, wenn diese ihrer Pflicht vergißt, und treulos wird, ist sie da noch einiger Achtung werth?

Nein

Nein — aber meine Gouvernante?

Ja, meine Tochter! du liebſt ſie, und aus Liebe zu ihr willſt du ſie entſchuldigen, ohnerachtet ich deinem Verſtande zutraue, daß du ihr ſchlechtes Verhalten ſelbſt eingeſehen haſt. Ich habe vor der Thür die letzte Unterredung mit angehört, da ſie die Rolle einer Kupplerinn zwiſchen dir und dem Grafen von Nolten ſpielen wollte, und freuete mich, daß du darüber ſelbſt unzufrieden warſt.

Ach Gott! das haben Sie gehört?

Ja, mit vieler Betrübniß gehört.

Sind Sie ungnädig auf mich?

Nein, mein Kind! dein Verhalten verdient meinen ganzen Beyfall, aber dieſe — noch heute ſoll ſie aus dem Hauſe — der Satan!

Darf ich bitten? — hier fiel ſie zu ihren Füßen nieder, und weinte, ſo vergeben Sie ihr. Vielleicht hatte ſie dabey keine ſchlechte Abſicht. Was ſollte dieſe arme Perſon anfangen, wenn ſie ſogleich dieſe Condition verlöhre? Würde nicht darunter ihre Ehre leiden, und vielleicht auch die meinige?

Gut, meine Tochter! auf dein Bitten will ich ihr vergeben.

Ich danke unterthänig. Nun, meine gnädge Mutter! will ich Ihnen noch etwas entdecken. Gleich darauf, als meine Gouvernante mir des

Grafen Absicht gesagt hatte, schrieb ich an ihn einen Brief, und tadelte, doch, wie ich glaube, in einem bescheidenen Tone, sein Verhalten.

Hast du nicht etwa noch das Conzept davon?

Ja! gnädge Mutter! (sie holt es aus der Schreibetafel hervor und überreicht es)

Die Gräfinn liest's. Fürtreflich, meine Tochter, hast du diesen Brief eingerichtet!

Noch mehr, hier ist auch des Grafen Antwort.

Glaubst du denn diesen Versicherungen?

Nein, gnädge Mutter! ich müßte die Welt verkennen.

Einige Zeit darauf machte der Graf von Nolten Ernst, liess sich bey dem Grafen von Franholm anmelden, und hielt um Ferdinandinen förmlich an. Er bekam zwar keine abschlägige Antwort, doch bat sich Ferdinandinens Pflegevater vier Wochen Bedenkzeit aus. Der Graf von Franholm und seine Gemalinn wunderten sich über diesen Antrag nicht wenig; letzterer gefiel nun die Person des Grafen, da sie ihn näher hatte kennen lernen, und in Rücksicht seines Vermögens bezeigte sie viele Lust, ihm ihre Einwilligung zu geben; allein, ihr Gemal konnte ihn nicht leiden, und hielt eine Verbindung von so ungleichem Stande für gefährlich. Doch sie bestimmten beyde nichts, sondern liessen es auf Ferdinandinens Entschluß ankommen. Diese gestand

zwar

zwar offenherzig, daß ſie an der Perſon des Grafen nichts auszuſetzen habe, und fand nur die einzige Bedenklichkeit dabey, daß ſeine Liebe zu ihr ein bloßer flüchtiger Uebergang ſey. In dieſen Gedanken wurde ſie nicht nur von ihrem Pflegevater beſtärkt, ſondern er ſetzte auch das noch hinzu, daß zwiſchen ihr und dem Grafen, in Abſicht des Standes, ein gar zu großer Abſtand ſey, von dem ſie in der Folge eine mißvergnügte Ehe zu fürchten hätte. Seine Gemalinn machte zwar allerley Vorſtellungen; allein umſonſt. Ohnerachtet nun Ferdinandine ganz der Meynung ihrer Mutter war: ſo gab ſie doch aus Zwang ihrem Vater nach, und ſtellte ſich, als wäre ſie völlig auf ſeiner Seite. Kaum waren die geſetzten vier Wochen verfloſſen: ſo meldete ſich der Graf von Rolten, den Entſchluß zu erfahren. Sehr traurig war er, als er Ferdinandinens Bedenklichkeiten vernahm. Er verſicherte, daß er ſie nicht um des zu erwartenden Vermögens, noch ihrer äuſſerlichen Vorzüge, nur der Güte ihres Herzens wegen hochſchätze, und ſich um ihren Stand und Geburt nicht bekümmere; allein Ferdinandine that ſich Gewalt an, und erinnerte ihn an viele Beyſpiele von unglücklichen Ehen ungleichen Standes; der Graf von Franholm ſtimmte bey ſo, daß Herr von Rolten ſeine ſüßen Hofnungen aufgeben, und unverrichteter Sachen wieder abgehen mußte. Dies ging der Frau Gräfinn ſehr nahe, da Graf von

Nolten nicht nur als ein reicher, sondern auch gutdenkender Cavalier in Wien bekannt war. Es konnte also nicht anders seyn, als daß sie vermuthen mußte, daß ihr Gemal hierbey gewisse privat Absichten, die ihr verborgen waren, habe. Sie wagte noch einige Vorstellungen, allein auch diese fruchteten nichts, ja sie entzweyete sich noch darzu mit ihm, und mußte einige Wochen seinen Zorn fühlen, bis endlich Ferdinandine ihn wieder besänftigte, und ihre Pflegeältern versöhnte.

Unterdessen liebte Graf von Nolten Ferdinandinen nach wie vor. In allen Gesellschaften, wo sie sich befand, zog er sie allen übrigen Damen vor. Nie aber war er gegen sie kriechend, sondern behauptete jederzeit den Charakter des Mannes. Daß sie ihn liebe, merkte er bald, und daß die Gräfinn ihm ihre Einwilligung nicht würde versagt haben, wäre es nicht aus Zwang geschehen, war ihm auch bekannt. Nichts war ihm weiter übrig, als die Gewogenheit des Grafen zu suchen. Er gab sich alle Mühe, diese zu erhalten, es glückte ihm aber nicht; denn Herr von Franholm lies es sich bey jeder Gelegenheit merken, daß er ihn hasse. In der That sann er auch auf alle nur mögliche Mittel, Ferdinandinen Noltens Gesellschaft zu entziehen. Seiner Absicht schien nichts gefährlicher zu seyn, als die Gouvernante. Er trug daher seiner Gemalinn auf, dieser ohne Widerrede ihren Abschied zu geben. Was sie vormals

selbst

ſelbſt würde gethan haben, kam ihr jetzt, da ſie mit dem Grafen von Nolten näher bekannt war, ſehr ſauer an. Sie verſuchte es, für die Mamſell zu bitten, und ſtellte vor, daß ihre Pflegetochter dadurch gar leicht in übeln Ruf kommen könne; Ferdinandine legte gleichfalls eine Fürbitte ein, allein es half nichts, Madame Robert, ſo hieß die Franzöſinn, mußte aus dem Hauſe.

Dieſe Gelegenheit nutzte der Graf von Nolten, und erfuhr von Madame Robert, Ferdinandinens ganzes Herz, Stand und Geburtsort. Wäre ſie auch von noch niedriger Herkunft geweſen, die Liebe zu ihr blieb ſich immer gleich. Nur an ihrer Seite ſchätzte er ſich glücklich, darzu war aber jetzt keine Hoffnung. Die Gräfinn hatte ſchon längſt ihren Gemal gebeten, eine Reiſe nach Paris zu thun, um ihre Aeltern zu beſuchen; immer aber hatte er es ihr abgeſchlagen. Jetzt auf einmal fiel es ihm plötzlich ein. Sie freuete ſich zwar darüber, wunderte ſich aber zugleich über dieſen ſo ſchnellen Entſchluß, bis er ihr ſagte, daß er blos aus dem Grunde dieſe Reiſe unternähme, Ferdinandinen zu zerſtreuen, und die Abſicht des Grafen von Nolten zu vereiteln. Dieſe übertriebene mit ihr nicht vorher überlegte Sorgfalt für Ferdinandinen war ihr ſehr bedenklich. Doch ließ ſie ſich nichts merken. Ferdinandine freute ſich ſehr, Paris zu ſehen, noch mehr

aber darüber, als ihr der Graf versprach, bey ihrem Vater einzukehren.

Sie traten also ihre Reise an, und kamen nach W— Der Gasthof war zu schlecht, um daselbst zu übernachten. Der Graf lies sich nach dem Advokat Schwerdfeger erkundigen, und ihn um ein Nachtquartier ersuchen, er schätzte sich dieses für die größte Ehre. Ferdinandine war schon gestimmt, sich gegen ihren Vater nichts merken zu lassen, und der Graf gab sich einen andern Namen. Wie viele Mühe es Ferdinandinen müsse gekostet haben, ihren Vater, den sie nun in neun Jahren nicht gesehen hatte, nicht zu umarmen, sondern, als eine fremde Person, ihm die gewöhnlichen Modekomplimente zu machen, kann man sich leicht vorstellen. Doch, sie that sich Gewalt an, und spielte ihre Rolle gut. Die Madame Schwerdfeger, Ferdinandinens Stiefmutter bewirthete ihre vornehmen Gäste aufs beste. Sie tranken Caffee, hierauf ging die Gräfinn mit Ferdinandinen spatzieren. Letztere erinnerte sich des Orts am Garten, wo sie auf ihren Knien mit Thränen um ihr Ende zu Gott betete, als ihre jetzige Pflegemutter sie aus der Sclaverey ihrer Stiefmutter zu befreyen angekommen. Dahin ging sie, setzte sich auf dem grünen Rasen nieder, weinte und dankte Gott. Dann besuchten sie die Gräber. Des Leichensteins, unter dem ihre Mutter begraben lag, konnte sich Ferdnandine nicht mehr erinnern, sie suchte lange, endlich fand sie ihn,

stand

ſtand ſtille, und ſegnete noch mit Thränen das treue Mutterherz in ſeiner Gruft. Nun gingen ſie wieder zurück, und waren Abends bey einer ländlichen Mahlzeit, recht vergnügt. Dem Grafen wurde auf ſeinem Zimmer die Zeit lang, er lies daher ſeinen gütigen Wirth zu ſich bitten. Unter andern Geſprächen, die ſie führten, fragte ihn auch der Graf nach ſeiner Familie. Hier fing der gute Mann an zu weinen. Ferdinandinen brach das Herz; um ſich aber ihren Kummer nicht merken zu laſſen, gab ſie Müdigkeit vor, und ging mit ihrer Kammerfrau ins Nebenzimmer, wo ihr Bette ſtand. Hier konnte ſie alles hören.

Warum weinen Sie, mein guter Mann, fragte der Graf, indem ich nach ihrer Familie frage?

Ach mein gnädger Herr Graf! die Schickſale, die ich in meiner Familie gehabt habe, ſind ſo traurig, daß ich mich, bey Erinnerung derſelben, der Thränen nicht enthalten kann.

So? das bedaure ich: Wäre es Ihnen nicht beſchwerlich, ſo wollte ich wohl bitten, daß Sie mir davon einige Nachricht ertheilten.

Weil Sie ſo befehlen. Mit meiner erſten Frau lebte ich fünf Jahr recht vergnügt. Sie hinterlies mir zwey arme mutterloſe Wayſen, einen Sohn und eine Tochter. Bey meiner ſchlechten Einnahme wurde mir die Erziehung dieſer Kinder auſſerordentlich ſchwehr. Ich wählte mir eine andere Gattinn, und kurz darauf

auf mußte ich in meiner Familie ein neues Unglück erleben. Ich verlohr meine Tochter — doch, was hör' ich, die gnädge Comteſſe in der Kammer weinen ja?

O, mein Beſter! wer wollte bey einer ſo traurigen Erzählung nicht weinen, ich ſelbſt bin gerührt?

Ich will alſo lieber meine Erzählung hier abbrechen?

Nein, fahren Sie fort, für diejenigen, die jetzt noch im Glück ſind, iſt die Erzählung trauriger Schickſale anderer äuſſerſt lehrreich, man kann daraus Klugheits-Regeln auf die Zukunft entlehnen.

Alſo — ich wurde meiner Tochter beraubt, aber nicht durch den Tod — nur Gott iſt's bekannt wie? ich weiß es nicht, und doch lebt ſie noch. Sie iſt bey einem vornehmen Herrn, den ich aber nicht kenne. Dieſer und ſeine Gemalinn (Gott vergelte es ihnen reichlich) haben etlichemal an mich geſchrieben, und mich verſichert, daß es meiner Tochter wohlgehe, und daß ſie an ihnen Vater und Mutter gefunden habe. Dabey iſt's nicht geblieben, ſie haben mich auch ſehr reichlich beſchenkt. Ja, was noch mehr — meine Tochter hat ſelbſt an mich geſchrieben, und mir einhundert Dukaten zum Präſent gemacht. Wüßte ich nur, wo und bey wem ſie wäre, und

könnte ich ſie nur einmal noch ſehen und ſprechen, ſo wollte ich zufrieden ſeyn. Doch, ich muß Ihnen den Brief holen — Darf ich ihn vorleſen?

»O ja, mit Vergnügen werde ich zuhören

Mein beſter Vater!

Ich lebe noch, mir geht's wohl; aber Ihnen? ach Gott, da Sie mich zärtlich lieben, wie müſſen Sie ſich kränken, daß ich nicht bey Ihnen, daß Sie nicht wiſſen, bey wem und wo ich bin? O, guter Vater! mein Herz bricht mir, und doch muß ich Ihnen den Namen meiner lieben Pflegeältern verſchweigen. Sie haben's befohlen. Ihr Befehl iſt mir heilig. Doch Troſt für Sie und mich, wir ſehen uns, wenn Gott uns leben läßt, bald wieder. Das haben mir meine Pflegeältern verſprochen. Sie ſind gewohnt, Wort zu halten, darauf verlaß ich mich. Nehmen Sie innliegende einhundert Dukaten mit eben dem Herzen an, mit dem ich ſie Ihnen ſchicke. Empfangen Sie ſelbige mit allen den Segenswünſchen, die nur irgend ein Kind in ſeiner Bruſt jemals gehegt hat. Verſichern Sie meine Stiefmutter, daß ich ſie hochſchätze, und meinen lieben Bruder, daß ich ihn zärtlich liebe. Adieu guter Vater, Ihnen gehe es ſo wohl, als es wünſchet

Ihre

gehorſamſte Tochter

Ferdinandine Schwerdfeger.

Sehn

Sehn Sie, wie die Vorsicht alles zum Guten lenkt! durch meine Tochter, welcher ich beraubt wurde, bekam ich Geld, meine Schulden zu bezahlen, und für das Wohl meines Sohns zu sorgen; allein da ich glaubte, an ihm, in meinen alten Tagen, eine Stütze zu haben, so schlug mir auch hier die Hofnung fehl. Er kam in Leipzig in lüderliche Gesellschaft, und ging unter die sächsische Armee, wurde aber bald darauf durch die Flucht meineydig, und nun — Gott weiß, wo er ist? Sehn Sie, so ist mir's gegangen.

Die Gräfinn wurde durch diese Erzählung so gerührt, daß sie ihren Gemal in italienischer Sprache bat, Ferdinandinen zu erlauben, daß sie sich ihrem Vater, als Tochter zeigen dürfe, er schlug es ihr aber ab. Nun kam die Zeit zur Ruhe. Alle schliefen sanft und ruhig, nur Ferdinandine nicht, die seufzte und weinte. War's ihr zuverdenken? Welches Kind, das seinem Vater unbekannt geworden, kann ihn wohl sehen, ohne ihn — Vater — nennen und ihn umarmen zu dürfen, und da nicht weinen? Früh fuhren sie wieder fort, und dankten für das gute Nachtquartir. Der Graf machte dem Herrn Schwerdfeger ein Präsent von zwölf Dukaten. In der nächsten Station befahl er Ferdinandinen, an ihren Vater zu schreiben, und ihm zwanzig Dukaten zu überschicken. Mit Vergnügen ergrif sie die Feder und schrieb:

Aller-

Allerliebſter Vater!

Ich habe Sie geſehen, und Sie mich; aber nicht als Ihre Tochter, nein als die Tochter des Grafen unter verſtelltem Namen. Mit Beten und Thränen habe ich, bey Ihrer Erzählung, meine Zeit in Ihrem Hauſe zugebracht. Fühlten Sie nichts beym Abſchied, da ich Ihnen die Hand druckte? Ich habe mich nicht entdecken dürfen, ſonſt hätte ich es gewis gethan. Genug, habe ich Sie doch geſehen, und Sie mich. Hinlängliche Beruhigung! Vielleicht kommt bald die Zeit, da ich zu Ihnen ſagen kann: Hier, guter Vater, hier Ihre Tochter! Das gebe Gott! Jetzt kann ich, wegen Eilfertigkeit unſerer Reiſe, nichts mehr ſchreiben. Meine Pflegeältern ſchicken Ihnen zwanzig Dukaten. Leben Sie wohl, daran nimmt den größten Antheil

Ihre

Tochter

Ferdinandine.

Hierauf ſetzten ſie ihre Reiſe weiter fort, und kamen zur Freude des Grafen und der Gräfinn de Becombe in Paris glücklich an. Graf von Franholm machte hiervon Gebrauch, und ſann auf ein Mittel, dem Grafen von Rolten die Hofnung, Ferdinandinen zu heyrathen, gänzlich zu rauben. Er bediente ſich folgender Liſt, und lies ihm insgeheim,

ohne

ohne Namen und Ort, in einem Briefe melden: daß Ferdinandine in Paris einen reichen Grafen geheyrathet habe, welches eben die Absicht dieser Reise gewesen sey. Diesen Brief erhielt nun der Graf von Nolten. Er betrübte sich über diese Nachricht so sehr, daß er den Entschluß faßte, sich von aller menschlichen Gesellschaft zu entfernen. Er hatte seine Güter in Schlesien, wo sich auch sein Bruder aufhielt, an diesen schrieb er also:

Bruder!

Ferdinandine ist verheyrathet! Alle meine Hofnungen sind nun verlohren. An ihrer Seite träumte ich mich schon glücklich. Nun — und wenn ich noch dreymal mehr Vermögen hätte, als ich habe, bin ich unglücklich; denn Ferdinandine war mir mehr, als alles in der Welt. O du Engel, bist du gleich nicht die Meinige, hassen werde ich dich doch nie, nein — nein — dich liebe ich, und sollte ich auch diese heftige Liebe zu dir mit meinem Tode versiegeln! Gern, gern! — was soll für mich die Welt? Von ihr will ich mich entfernen! Sorge Du Bruder für die Verwaltung meiner Güter. Siehst Du mich nicht wieder, so sind sie Dein Eigenthum. Adieu

Graf von Nolten.

So entfernte sich der Graf plötzlich. Das machte in Wien ein ausserordentliches Aufsehen. Alle vermutheten,

mutheten, er habe sich aus Verzweiselung entleibt. Der Graf von Franholm kriegte von diesem Vorfalle Nachricht nach Paris, und entschloß sich, sogleich seine Rückreise nach Wien anzutreten. Diesmal aber wählte er einen andern Weg, um nicht wieder vor Ferdinandinens Geburts-Ort vorbeyzukommen. Welche seltene Erscheinung war Ferdinandine in Wien! Jedermann glaubte, sie wäre vermählt, und werde in Paris bleiben. Graf von Franholm suchte einige Zeit die Geschichte des Grafen von Molten vor seiner Gemalinn und Ferdinandinen zu verheimlichen; allein letztere erfuhr die ganze Sache von ihrer Kammerfrau. Mit Betrübniß hinterbrachte sie diese Nachricht ihrer Pflegemutter. Beyde wünschten nur zu wissen, wer eine solche falsche Nachricht an den Grafen geschrieben habe?

Die Frau Gräfinn hatte schon seit der zurückgelegten Reise unaufhörlich gekränkelt. Sie hatte die Blattern noch nicht gehabt, und konnte sich auch nie entschliessen, sich selbige einimpfen zu lassen; kriegte also unvermuthet die natürlichen, war dabey ihrem Tode oft sehr nahe, und wurde von selbigen so verzerrt und verunstaltet, daß sie sich gar nicht mehr gleich sahe. Niemand betrübte sich über diese Verunstaltung mehr, als ihr Gemal; denn nun mußte er sich Gewalt anthun, sie ferner zu lieben. Seine Gleichgültigkeit, so sehr er sie auch zu verbergen suchte, merkte

gnügte

die Gräfinn doch gar bald. Kurz diese sonst so vergnügte Ehe hörte nun auf glücklich zu seyn. Ferdinandine war diejenige, gegen welche die Frau Gräfinn ihr bekümmertes Herz ausschüttete. Ihren Gemal misvergnügt zu sehen, war ihr, da sie ihn zärtlich liebte, nicht möglich. Sie sann also auf Mittel, sich von ihm zu entfernen; aber wie? das war die Frage, die sie beunruhigte. Sich von ihm scheiden zu lassen, und in Wien zu bleiben? das hielt sie nicht für rathsam. Zu ihren Aeltern nach Paris zu reisen? Auch diesen Anschlag verwarf sie. Ins Kloster zu gehen? Ja, das war's, was sie aus dem Grunde wählte, weil sie in einem Kloster in E—t eine gute Freundinn hatte. Ferdinandine suchte dieses, so viel als möglich, zu hintertreiben; allein vergebens. Sie liebte ihren Gemal viel zu sehr, als daß es ihr möglich gewesen wäre, selbigem davon, ehe sie ihren Entschluß ausgeführt hatte, Nachricht zu geben. Genug, sie wußte, daß er eine häßliche Frau, wie sie nun durch die Blattern geworden war, nicht lieben konnte. Er mußte eine Reise, seiner Geschäfte wegen, unternehmen. Diese Gelegenheit nutzte sie, lies in aller Stille ihre nothwendigsten Kleidungsstücke einpacken, nahm dreyßig tausend Thaler Geld mit, segnete mit Thränen Ferdinandinen, und gab ihr folgenden Brief an ihren Gemal:

Mein Beſter!

Die Vorſicht hat mich meiner vorigen Geſtalt beraubt. Ich kenne Dich, und weiß, daß es Dir nicht möglich iſt, eine verunſtaltete Frau zu lieben. Das iſt nicht Fehler des Herzens, es iſt Gewohnheit. Du würdeſt alſo an meiner Seite Deine Tage in Mißvergnügen zubringen müſſen. Das wünſche ich nicht, weil ich Dich liebe. Drum will ich mich von Dir entfernen, und bin im Begrif, meine Reiſe in das Kloſter zu E—— anzutreten. Dreyſſig tauſend Thaler nehme ich von meinem Vermögen mit, das Uebrige gehört Ferdinandinen, wenn es Dir ſo gefällt. Wundre Dich nicht, daß ich dieſen Entſchluß nicht vorher mit Dir überlegt habe, mein gegen Dich zärtlich geſinntes Herz erlaubte es mir nicht. Lebe alſo wohl, mein Beſter! lebe glücklich, dann lebt auch im Kloſter vergnügt

Deine

Dich ewig liebende Freundinn,

Eliſabeth Gräfinn von Franholm
geb. Gräf von Vecombe.

Ferdinandine, wie leicht zu denken, war über die Abreiſe ihrer guten Mutter untröſtlich, und wurde krank. Der Graf kam nach einigen Tagen von ſeiner Reiſe zurück. Die erſte Nachricht, die er erfuhr, war Ferdinandinens Krankheit; er eilte

 deßwe-

deswegen gleich zu ihr, und fand sie weinend. Sie übergab ihm den Brief von seiner Gemalinn. Bey dem Lesen desselben fiel er etlichemal in Ohnmacht, und konnte lange nachher seinen Thränen keinen Einhalt thun. Doch er faßte sich, und sorgte nur für die Beruhigung und Genesung seiner Pflegetochter. Sein Wunsch ward erfüllt. Nun suchte er sich Ferdinandinen, auf alle nur mögliche Art, gefällig zu machen, und trug ihr an, die Verwaltung seines Hauswesens über sich zu nehmen. Sie that dieses mit größtem Vergnügen; allein, aus der allzugroßen Zärtlichkeit, die der Graf gegen sie blicken lies, vermuthete sie andre Absichten, die sie sich aber, wenn sie das Verhältniß, in dem sie mit ihm stand, ihre Geburt, und die Grundsätze des Grafen gegen den Herrn von Rolten, betrachtete, nicht als möglich denken konnte. Endlich entwickelte sich, nach einem halben Jahre, die Sache. Der Graf trug Ferdinandinen die Heyrath an: Sie erstaunte darüber, und bat sich acht Wochen Bedenkzeit aus. Diese war verflossen. Er fragte sie um ihren Entschluß, sie machte aber folgende Einwendungen

„sie sey ihm kindliche Ehrfurcht schuldig, er selbst „habe den Grundsatz: die ungleichen Ehen gerathen selten.

„Die Welt werde urtheilen, als sey sie an der „Gleichgültigkeit, die er gegen seine Gemalinn „habe blicken lassen, Schuld."

Der

Der Graf gab sich alle Mühe, diese Gründe, so viel als möglich, zu widerlegen; allein umsonst; dem ohngeachtet gab er die Hofnung, seine Absicht zu erreichen, nicht auf, sondern suchte sie durch Präsente zu gewinnen. Ferdinandine versicherte ihn, daß die größten Geschenke über ihr Herz keine Gewalt hätten, ohnerachtet sie die Ehre, mit ihm in ehelicher Verbindung zu stehen, schätze. So vergieng ein ganzes Jahr. Endlich kam, zum Erstaunen aller, der von Jedem für todt gehaltene Graf von Rolten wieder zum Vorschein. Das war allen in Wien ein seltsamer Vorfall, vorzüglich sank nun dem Grafen von Franholm der Muth; denn Ferdinandine blieb bey ihrem Entschlusse; darüber wurde er unwillig, und sagte ihr, daß es von ihm abhänge, sie glücklich oder unglücklich zu machen, da ihm seine Gemalinn ihr Vermögen überlassen habe. Dies rührte Ferdinandinen nicht, so standhaft war sie. Vier Wochen mußte sie seine Ungnade fühlen, und durfte, binnen dieser Zeit, nicht vor ihn kommen. Unterdessen erfuhr der Graf von Rolten Ferdinandinens traurige Schicksale. Sie leiden sehen, war für ihn selbst das größte Leiden. Durch den Stallmeister des Grafens bahnte er sich den Weg, zu ihr zukommen. Dieser meldete ihn gegen Abend bey ihr an. Sie lies ihn vor sich. Welches Vergnügen für ihn! Niemand, als die Gouvernante, die er schon durch große Präsente gewonnen hatte, war gegen-

wärtig. Beyde waren sehr begierig, seine Schicksale zu erfahren. Er gestand offenherzig: daß ihn die Nachricht, als sey Ferdinandine in Paris verheyrathet, beynahe zur Verzweiflung gebracht habe; doch sey ihm noch so viel Verstand übrig geblieben, dieses Gerücht zu bezweifeln: deswegen habe er eine Reise nach Paris unternommen, und sey so gleich bey seiner Ankunft von der Unwahrheit dieser Nachricht überführt worden: er habe Ferdinandinen von weitem gesehen, und nach ihrer Abreise, den Grafen de Becombe, um ihn kennen zu lernen, besucht: nichts sey ihm nunmehr übrig, als ihr Herz zu besitzen. Was sollte Ferdinandine thun? Nach ihrer jetzigen Lage war sie äusserst zweifelhaft, und konnte sich zu nichts bestimmen; doch versprach sie, ihm nächstens ihre Meynung zu sagen, und bat sich jetzt zu entfernen, aus Furcht verrathen zu werden: Er empfahl sich so gleich, und ihr sanftes Händedrücken belebte ihn mit neuer Hofnung.

Der Graf von Franholm besann sich endlich, und verstattete Ferdinandinen, wieder in seiner Gesellschaft zu seyn.

Hast du dich nun entschlossen? redete er sie an.

Ich kann meinen gefaßten Entschluß nicht ändern. Sie wissen meine Gründe. Mein Herz läßt mir nicht zu, auf andere Gedanken zu kommen. Als meinen guten Pflegevater werde ich Sie hochschätzen, weil ich lebe; aber Sie als

meinen

meinen Gemal zu lieben — das iſt mir unmöglich.

Bin ich zu alt? Was iſt ein Mann von drey und dreyßig Jahren?

Nein, Herr Graf! das nicht.

Haſt du was an meiner Perſon auszuſetzen?

Auch nicht, Sie ſind, wie jeder behauptet, ein ſchöner Herr.

Und doch?

Ja! ich kann nicht anders. So viel Gewalt habe ich nicht über mein Herz.

Liegt dir etwa der Graf von Nolten am Herzen? Nie ſollſt du, mit meinen Willen den zum Gatten haben, geſetzt ich wäre auch nicht glücklich, dich zur Gemalinn zu bekommen.

Sie ſchwieg.

Dein Stillſchweigen verräth dich. Schon gut!

Ach! werden Sie doch nicht ungenädig!

Nicht böſe ſoll ich werden, da du ſo halsſtarrig biſt, und mich ſo marterſt? Iſt das nicht der gröſte Undank unter der Sonne?

O Gott! ich undankbar? Nein, mein Vater! ich rufe Gott zum Zeugen an — nie werd ich undankbar gegen Sie ſeyn; aber Ihre Gattinn werde ich nie.

Wie? wenn ich Gewalt brauchte?

Hier (ſie fiel ihm zu Füßen) hier — mein Vater! iſt meine Bruſt — tödten ſie mich als

Vater, ich ſterbe als ihre Tochter gern. Ich kann Ihren Willen nicht erfüllen, mein Herz widerſpricht, dieſer Stimme folge ich.

Hier wurde der Graf gerührt, hob ſie auf und fiel ihr um den Hals. Sie benetzte ſeine Wangen mit ihren Thränen. Jetzt küſſe ich Sie, ſprach ſie, als meinen beſten Pflegevater.

Nicht als Liebhaber?

Nein, das iſt unmöglich.

Welcher Eigenſinn?

Um Vergebung, kein Eigenſinn — nein Sprache des Herzens!

Mädchen! du machſt dich unglücklich.

Nein, erlauben Sie, glücklich mache ich mich.

Wie ſo?

Heyrathete ich wieder meine Neigung, ſo würde Mißvergnügen in der Ehe herrſchen. Was nützte mir alsdann alle Ehre?

Gut — wie aber, wenn ich dir nun das, was du haſt, nähme, und dich zu deinem Vater in deinem ehemaligen Aufzuge zurückſchickte?

Herr Graf! Sie denken viel zu rechtſchaffen, als daß Sie das über ihr Herz bringen könnten; aber geſetzt auch, Sie thäten's; ſo würde mich das nicht rühren. Ich käme ja zu meinem Vater, und würde mich gar bald in meinen vori-

gen

gen Stand zu ſchicken wiſſen. Wenn man bey ſeiner Armuth zufrieden iſt, ſo iſt man nie unglücklich. Machen Sie mit mir, was Sie wollen, ich bleibe ſtandhaft.

Daß iſt wahr, Mädchen, du denkſt fürtreflich. O wäre doch dein Herz nicht ſo gut, vielleicht liebte ich dich minder!

Meine Bildung habe ich Ihnen und Frau Gemalinn zu verdanken, drum verehre ich ſie auch als meine Pflegeältern, und Sie ſind mein Vater.

O! ſprich nicht Vater!

Weil ich lebe, wird das meine Sprache ſeyn. Nun gut — weil ich dich nicht bewegen kann: ſo will ich auf alle meine Hofnungen Verzicht thun; nenne mich immer deinen Vater — du biſt meine Tochter.

Ach! guter Herzens Vater! aus welcher Angſt reiſſen ſie mich! Das iſt die gröſte Gnade, die Sie mir auf der Welt erweiſen konnten. Ich danke dafür unterthänig.

Nun ward ſie ruhig, und erhielt durch den Stallmeiſter folgenden Brief:

Meine Beſte!

Lange habe ich auf die verſprochene Nachricht gewartet; aber immer vergebens. Darf ich's

wohl wagen, um Ihre endliche Erklärung gehorsamst zu bitten? Kann ich Hofnung haben, der glückliche Besitzer Ihres Herzens zu werden? Das wünsche ich, und verspreche mir eine geneigte Antwort. Ich bin mit aller Hochachtung

Ihr

ergebenster Freund,
Graf von Nolten.

Ferdinandine war über diesen Brief sehr unruhig. Sollte sie ihn vor sich lassen, oder sich schriftlich mit ihm unterreden? Das wußte sie lange nicht. Endlich wählte sie das erste, und trug dem Stallmeister auf, den Grafen zu einer mündlichen Unterredung einzuladen. Er fand sich auch bey ihm zur bestimmten Stunde ein. Unvermuthet kam Graf Franholm nach Hause, und ging, weil er mit dem Stallmeister etwas nothwendiges zu sprechen hatte, gerade zu in dessen Stube. Hier traf er, zu seinem größten Erstaunen, den Grafen von Nolten an, welcher den Vorwand machte: er wolle ein Pferdt kaufen, und den Stallmeister bitten, den Handel zu schliessen. Doch — nachdem Franholm mit dem Stallmeister gesprochen hatte, fuhr er wieder in die Assemblee. Diese Gelegenheit nutzte von Nolten, und stattete Ferdinandinen seinen Besuch ab, der entschied sein Glück: denn sie versprach ihm feyerlich ihre Hand und Herz, unter der Bedingung,

wenn er die Einwilligung ihres Pflegevaters haben würde. So ging er vergnügt zurück. Den Tag darauf bekam der Stallmeister unvermuthet seine Dimission, weil ihn der Graf für einen Vertrauten von Nolten und Unterhändler in seiner Liebe hielt. So sehr sich auch Ferdinandinens empfindsames Herz darüber betrübte, daß ihrentwegen nun schon zwey Personen ihrer Conditionen verlustig geworden waren, so konnte sie es doch jetzt nicht ändern, nahm sich aber vor, künftig für sie zu sorgen. Endlich wagte es von Nolten und schrieb an den Grafen von Franholm.

Hochgebohrner Herr,

Insonders Hochgeehrtester Herr Graf!

Ich habe es schon einmal versucht, um die Verbindung mit Ihrer werthen Pflegetochter bey Ew. Hochgeb. anzuhalten; allein da erfolgte auf ihrer Seite eine abschlägige Antwort. Vielleicht bin ich jetzt glücklicher, wenigstens schmeichle ich mir, von Ihrer mir schätzbaren Pflegetochter keinen so starken Widerspruch als zuvor zu befürchten. Sie mein Herr Graf! erweisen mir die größte Freundschaft, wenn Sie mir ihre Einwilligung schenken. Darum bitte ich gehorsamst, und verharre mit aller Hochachtung

Ihr

ergebenster Diener,
Graf von Nolten.

Dieser Brief kam dem Grafen nicht unerwartet. Er lies so gleich Ferdinandinen rufen, und stellte sich, als wolle er ihr eine große Neuigkeit sagen.

Denk einmal Ferdinandine! der Graf von Molten hat förmlich um dich angehalten. Wie? sind nun die ehemaligen Einwendungen, die du ihm machtest, gehoben?

Ja! mein gnädger Vater! wenn es mit Ihrer Erlaubnis geschiehet, so bin ich bereit, dem Grafen mein Herz zu schenken.

Gut, weil du also meinen treuen Warnungen kein Gehör geben willst: so werde immerhin die unglückliche Gattinn des Grafen; aber ich halte mein Wort, auf mein Vermögen darfst du keine Rechnung machen. Bedenke wohl, daß der Graf darauf sieht.

O mein gnädger Vater! wüßte ich, daß der Graf so niederträchtig wäre, so wollte ich mich lieber mit dem ärmsten Tagelöhner verbinden, als mit ihm.

Ja — wüßte ich? — das ist eben die Sache. Mir solltest du mehr glauben; als deinem Herzen. Ich habe länger gelebt, und mehrere Erfahrungen gesammelt, als du.

Sie haben Recht; aber, mein Gott! was helfen mir alle Erfahrungen? mein Herz befiehlt

fiehlt mir mit Ungeſtüm, und achtet auf keine Erfahrungen. Was ſoll ich machen?

Nun, der Ausgang wird's lehren. Mache mir nur keine Vorwürfe. Sogleich will ich mich hinſetzen, und dem Grafen meine Einwilligung ſchriftlich geben.

Hochgebohrner Herr,
Inſonders Hochgeehrteſter Herr Graf.

Da Ihnen meine Pflegetochter mit Vergnügen ihre Hand und Herz giebt, ſo will ich meine Einwilligung in dieſe Verbindung Ihnen nicht verſagen. Rechnen aber der Herr Graf auf einiges Vermögen, das ſie Ihnen zuwenden ſoll, ſo hintergehen Sie ſich. Von mir hat ſie ſich nichts zu verſprechen. Ich habe die Ehre, mit aller Hochachtung mich zu nennen

Ihren

ergebenſten Diener,
Graf von Franholm.

Graf von Molten ſäumte nicht, und überſchickte ſogleich folgende Antwort:

Hochgebohrner Herr Graf!

Kein gröſſeres Vergnügen hätten Sie mir machen können, als das, was mir Ihr Brief verurſacht hat. Sie ſchenken mir Ihre Einwilligung in die Verbindung mit Ihrer werthen Pflegetochter? Dafür

für danke ich gehorsamst. Es scheint aber dabey eine gewisse Art des Unwillens verborgen zu liegen, indem Sie schreiben: von mir bekommt sie nichts. Glauben Sie ja nicht Herr Graf, daß ich darauf rechne. Meine Glücksumstände sind jetzt so, daß ich bey meiner Heyrath auf Nebenabsichten zu sehen nicht nöthig habe. Weder ihre Armuth, noch ihr Stand ändert meinen Entschluß. Ich wünsche Ferdinandinen. Weiter nichts. Dann schätze ich mich glücklich. Ihnen aber werde ich Gelegenheit geben, Ihre Einwilligung niemals zu bereuen. Hiermit empfiehlt sich

Ihr

ergebener Diener,
Graf von Nolten.

Da nun der Graf von Fränhofni seine Absicht ganz vereitelt sahe, und sich selbst wegen seiner bewiesenen Thorheit Verweise gab: so machte er feyerliche Anstalten zu Ferdinandinens Verbindung. Er hat eine ansehnliche große Gesellschaft zu sich, welche von der Verlobung des Grafen von Nolten mit Ferdinandinen Zeuge seyn sollte. Sie bekam von ihm ein Präsent von funfzigtausend Thalern. Wer schätzte sich glücklicher als diese beyden Verlobten! Sogleich sollte nun auch, nach des Grafen Verlangen, die Vermälung vollzogen werden; allein Ferdinandine widersprach:

Ich

Ich würde, mein lieber Pflegevater! unrecht handeln, wenn ich ohne Einwilligung Ihrer Frau Gemalinn, und meines leiblichen Vaters, dieſen ſo wichtigen Schritt thun wollte.

Hier gingen dem Grafen die Augen über. Ferdinandine machte von dieſen Rührungen Gebrauch, fing gleichfalls an zu weinen, und warf ſich ihm zu Füßen

Guter Vater! ſprach ſie, hier liege ich auf meinen Knien und bitte.

O liebes Kind! ſtehe auf, ich werde nur noch mehr gerührt.

Nein, mein Vater! glücklich iſt ihre Tochter, wenn ſie im Stande iſt, dieſe Rührungen noch einige Minuten zu unterhalten. Wollten Sie wohl meine Bitte erhören?

Wie könnte ich dir denn etwas abſchlagen?

Wollten Sie denn wohl den Tag meiner Verbindung recht glänzend machen?

Ja! das verſpreche ich dir, an nichts ſoll es fehlen, es koſte, was es wolle.

Ach, guter Vater! es koſtet weiter nichts, als den Sieg über Ihr Herz!

Wie? das verſtehe ich nicht.

Können Sie ſich wohl überwinden, meine liebe Pflegemutter wieder vor ſich zu laſſen, und ſie als Ihre Gattinn anzunehmen? Iſt ſie gleich nicht mehr ſchön,

schön, so ist sie doch noch immer, wegen ihres Herzens, liebenswürdig. Ach! die gute Mutter — Im Kloster wird sie mit Beten und Weinen ihre Zeit zubringen, und Sie gewis unaufhörlich segnen. Welche Freude für sie, wenn Sie meine Bitte erhören, und welches Glück für mich, wenn Sie sich am Tage meiner Vermählung, aufs neue mit ihr verbinden! Wollen Sie, mein Vater! meine demüthige Bitte erhören?

Ach Gott! stehe auf! (hier fing er aufs neue an, Thränen zu vergießen) auch diese Bitte sey dir gewährt! Ich gestehe es dir offenherzig, nur die übertriebene Liebe zu dir, meine Tochter, die mir zu einer Verbindung mit dir Hofnung machte, war die Ursache von der Gleichgültigkeit gegen meine Gattinn. Du hast mich beschämt und verständiger gehandelt, als ich. Jetzt danke ich dir, daß du mir so tapfer widersprochen, und meiner Thorheit nicht nachgegeben hast. Dafür gehe es dir wohl! dein Herz verdient das beste Glück.

Hier stand Ferdinandine auf, und brachte ihrem Vater den wärmsten Dank. Sie schlug nun vor, mit ihrem Bräutigam und Gouvernante nach E — — zu reisen, um ihrer Mutter diese frohe Nachricht zu hinterbringen. Da sie jetzt über das Herz ihres Pflegevaters ganz gebieten konnte: so kostete es

auch gar keine Mühe, die Einwilligung zu dieſer Reiſe zu erhalten. Sogleich trug ſie dieſes ihrem Bräutigam vor, welcher ſich über dieſen neuen Beweis ihres guten Herzens auſſerordentlich freuete, und ohne Zögerung, zur Reiſe Anſtalt machte. Sie traten ſie vergnügt an, und beſchleunigten ſie ſo, daß ſie Tag und Nacht fuhren, um nur je eher je lieber das Vergnügen zu haben, ihre nun beyderſeitige Pflegemutter zu ſprechen. Sie kamen auch gar bald in E — — an. Der Graf von Rolten lies ſich allein anmelden, und ſtieg aus dem Wagen, während daß Ferdinandine noch einige Minuten zurückblieb. Unterdeſſen, da ſie noch dem Grafen ihre Verwunderung über einen ſo unerwarteten Beſuch verſicherte, trat Ferdinandine in das Zimmer.

Iſt's dein Geiſt, meine Tochter, meine liebe Ferdinandine?

Ich bin's, liebe Mutter, und freue mich, Sie zu ſehn.

Welch ein Auftritt! Der Graf von Rolten und Ferdinandine? Was ſoll ich anders glauben, als eine Entführung?

Nein, beſte Mutter! wir haben beyderſeits von Ihrem Herrn Gemal die Einwilligung in unſre Verbindung, und ſind in der Abſicht hieher gereiſt, um ſie uns von Ihnen gleichfals auszubitten.

O,

O, dann — gesegnet seyd ihr meine Kinder! Aber, mein lieber Gemal, was macht er?

Der empfiehlt sich Ihnen bestens, und sieht schon mit Vergnügen dem Augenblick entgegen, da er Sie aufs neue wieder umarmen kann.

Was? o hintergehe mich nicht mit eiteln Hoffnungen, ich kenne ihn.

Nein, gnädge Mutter! hier ist der Brief, lesen Sie ihn.

Meine Beste!

Ich habe mich an Dir vergangen. Meine Gleichgültigkeit gegen Dich hat Dich zu dem Entschluß gebracht, mich zu verlassen. Das war nicht eine Folge der Rache, nein (wie ich Dir auch ohne Deine schriftlich hinterlassene Versicherung würde geglaubt haben) der zärtlichen Liebe zu mir. Dieser opferteſt Du Dein eignes Glück auf. Ich schäme mich, Dir zu bekennen, daß eine verborgene heftige Liebe zu Ferdinandinen mein Herz gegen Dich ganz und gar umgestimmt hatte. Leichtsinnig war ich hierbey nicht, nein, das ist Gott bekannt, ich arbeitete unaufhörlich an mir, mein Herz zu besiegen: ich warf ihm meine Thorheit vor: ich sahe das strafbare Verbrechen ein, und doch verleitete es mich in Deiner Abwesenheit so weit, daß ich mich nicht zurückhalten konnte, Ferdinandinen zu einer Verbindung mit mir aufzufodern. Sie

schlug

schlug mir dies aus wichtigen Gründen ab. Diese verwarf ich, und drang mit Drohungen in sie hinein; allein ihr unerschrockener Muth und standhafte Entschlossenheit verachtete zu meinem Glück alle Schärfe, mit der ich ihr begegnete. Endlich siegte ich doch über mein Herz, ward ruhig, und gab Ferdinandinen meine Einwilligung in die Verbindung mit dem Grafen von Nolten. So sieht das Bild Deines gegen Dich treulosen Mannes aus. Ist's Dir also noch möglich, mich zu lieben, so komm wieder zu mir, wir wollen uns aufs neue verbinden. Ich erwarte Dich mit Sehnsucht, und bin ganz der

Deinige
Graf von Franhofen.

So unerwartet dieser Brief der Gräfinn kam, so viele Freude verursachte er ihr. Sie trug kein Bedenken, sich zu ihrem Gemal wieder zu begeben, meldete der Aebtißinn diesen Vorfall, und versprach dem Kloster sechzehen tausend Thaler. So verlies sie den stillen Ort ihres zeitherigen Aufenthalts. Ein Wunsch Ferdinandinens war nun erfüllt. Nichts, als das Vergnügen ihren Vater zu sehen, und den um Einwilligung in ihre Verbindung zu bitten, lag ihr noch am Herzen. Ihre Pflegemutter so wohl, als ihr Verlobter erfüllten sogleich einen so gerechten Wunsch. Sie fuhren also nach W — und hielten,

vor dem Hause des Advokat Schwerdfeger stille. Jetzt erlaubte sich Ferdinandine, ohne Zwang und Zurückhaltung, die Freyheit zu allen nur möglichen Ausbrüchen kindlicher Liebe. Ohne ein Wort mehr, als: guter Vater! — reden zu können, fiel sie ihm um den Hals, und weinte ihm ihre Empfindungen zu. Wie glücklich schätzte sich der alte Vater, der noch seine vor einigen Wochen gestorbene Frau betrauerte! Ferdinandine sagte ihm die Absicht ihrer Ankunft, zeigte ihm ihren Bräutigam, und bat um die Einwilligung zu dieser Ehe. Die Ehre, seine Tochter als Braut eines Grafen zu sehen, erregte bey ihm ein solches Erstaunen, daß er nicht wußte, was er sagen sollte. Diesmal schlief Ferdinandine in dem Hause ihres Vaters ruhiger, als zuvor. Den Tag darauf wurde beschlossen, ihren Vater mit zu nehmen. Dieser lies sich das sehr wohl gefallen, und übergab die Verwaltung seiner kleinen Oekonomie einem seiner Freunde. So fuhr diese glückliche Gesellschaft von W — ab. Ferdinandine rechnete die Tage, die sie bis zur Vollendung ihrer Reise noch brauchen würden, aus, und konnte den Tag ihrer Ankunft in Wien gewis bestimmen. Davon gab sie dem Grafen von Franholm Nachricht. Nochmehr, als sie in P — eintrafen, meldete sie ihm abermals ihre Ankunft durch einen Courier, ohne daß es jemand von der Gesellschaft weiter wußte. Früh um acht Uhr war, zum Erstaunen aller, der Graf von

Fran-

Franholm da. Seine Gemalinn war noch in ihrem Schlafzimmer, und hielt ihre Morgenandacht. Er konnte nicht länger warten, ging in ihr Zimmer, und traf ſie da noch auf ihren Knien an. Eine Ohnmacht über eine ſo plötzliche Erſcheinung war wohl die natürlichſte Folge dieſer angenehmen Ueberraſchung? Hier lagen zwey Eheleute auf ihren Knien. Der Graf, der um Vergebung bat, und die Gräfinn, die ſich von ihrer Ohnmacht wieder erholte, und ihm gern vergab. Der Graf eilte, und ihm folgte die ganze Geſellſchaft. Nachmittags um drey Uhr kamen ſie in Wien glücklich an. Nachdem ſie ſich umgekleidet hatten, gingen ſie zur Tafel. Welch Erſtaunen! da ſahen ſie im großen prächtigen Speiſeſaale eine Geſellſchaft von ſechzig Perſonen, die alle an der glücklichen Ankunft der Frau Gräfinn, und der Verlobten den zärtlichſten Antheil nahmen. Die Trauung ging ſogleich vor ſich, und nach der Tafel folgte ein glänzender Ball. So wurden zwey Ehen, eine durch die andere glücklich. Bey allem Genuß des Vergnügens vergas Ferdinandine doch nicht, daß durch ihre Schuld, ihre ehemalige Gouvernante Madame Robert und der Stallmeiſter ihre Dimiſſionen erhalten hatten. Für die wollte ſie nun ſorgen; allein ihr Gemal war ihr ſchon in Abſicht des letztern zuvorgekommen, und hatte ihn auf eins ſeiner Güter geſetzt. Madame Robert hatte er vergeſſen, ohnerachtet er ihr ſchon längſt auſſerordentliche Präſente gemacht

hatte. Sie wußte keinen Weg, sie zu versorgen; sie machte ihr also ein Geschenk mit einhundert Dukaten und einer goldenen Uhr.

Beyde der Graf und Ferdinandine, seine Gemalinn, lebten sehr vergnügt und glücklich. Sie blieb sich auch bey ihrem nun höhern Stande gleich, und vom Stolz und Hochmuth entfernt, nutzte sie ihr Glück, um damit für das Wohl anderer zu wuchern. Bald nach ihrer Vermälung starb der einzige Bruder des Grafen an einem Schlagflusse. Er mußte also von den Gütern desselben Besitz nehmen, und eine Reise nach Schlesien thun. Die junge Gräfinn folgte ihm. Hier verweilten sie ein halbes Jahr, und begaben sich alsdann nach Wien. Unterdessen war der Vater der Gräfinn in sein Vaterland wieder zurückgereist, um sein dasiges Haus zu verkaufen. Diesem räumte der Graf von Rolten bey seiner Zurückkunft, eins seiner Güter ein, darauf er nach Belieben wirthschaften konnte, ohne einige Rechnung abzulegen. Das war für den alten Vater ein großes Vergnügen. Hier lebte er sehr glücklich, führte die Wirthschaft gut, und hielt, ohnerachtet es der Graf nicht verlangte, seine Rechnungen in größter Ordnung. In Wien gefiel es dem Grafen nicht länger, er faßte also den Entschluß, nach N — seinem ordentlichen Wohnsitz sich zu begeben. Ferdinandine suchte dies zwar durch Bitten und mancherley Vorstellungen zu hintertreiben, aber vergebens. So verliessen

sie

ſie Wien. Um die Verwaltung ſeiner Güter bekümmerte ſich der Graf wenig, und zeigte ſich nun ſeiner Gemalinn in einer andern Geſtalt; denn der Verſchwendung übergab er ſich im höchſten Grade. Ferdinandine unterzog ſich, doch mit ſeiner Genehmigung, der Wirthſchafts-Geſchäfte, und hielt die ſtrengſte Ordnung. Nach zween Jahren bekam ihr Gemal den Auftrag, den Geſandſchafts-Poſten in London anzunehmen. Sie ſowohl als der Graf von Franholm widerriethen ihm dieſes aus guten Gründen, weil ſie beſorgten, er möchte, wie gewöhnlich zu geſchehen pflegt, dabey ſein Vermögen zuſetzen. Doch er zur Pracht und Verſchwendung geneigt, nahm keine Vorſtellungen an, und beharrte auf ſeinem Vorſatze. Er trat alſo ſeine Reiſe nach London an, und ſeine Gemalinn mußte ihm mit größtem Widerwillen folgen. Kaum war er hier angelangt: ſo zeichnete er ſich auch ſchon durch Pracht und Staat vor allen andern aus, und übertraf hierinn jeden ſeines Standes. Seine Güter, ſo anſehnlich ſie auch waren, trugen doch nicht ſo viel ein, als er brauchte, und ſchafften ſeinem Hange zur Verſchwendung nicht hinlängliche Nahrung. Er ſahe ſich alſo genöthigt, Schulden zu machen. Dieſe vermehrten ſich von Tag zu Tag ſo, daß alle ſeine Güther ſequeſtrirt werden mußten. Auch der Gräfinn Vater ward gezwungen, ſeinen zeitherigen Wohnſitz zu verlaſſen, und ſich nach G — zu begeben. Wie gut war es jetzt für ihn, daß er ſeine

Rechnungen in Richtigkeit gehalten hatte. Der Graf that seiner zügellosen Verschwendung keinen Einhalt, und unbekümmert um die Zukunft, eilte er unaufhaltsam seinem Unglück entgegen. Dies machte ihn zuletzt mürrisch, und seine üble Laune mußte auch seine Gemalinn empfinden. Sie versuchte es, ihn durch mancherley Vorstellungen, auf andere Wege zu bringen; allein es glückte ihr nicht. Er achtete nicht auf die liebreiche Stimme seiner besten Freundinn. Die Lady W. . war ihre Vertraute: gegen diese schüttete sie oft ihr Herz aus. Sie rieth ihr, in Zeiten ihren Gemal zu verlassen, und wieder zu ihren Pflegeältern zu reisen, ehe sie noch ein härteres zu fürchtendes Schicksal betreffe; allein einen solchen Schritt zu thun, erlaubte ihr die Liebe, die sie für ihren Gemal hatte, nicht. Die Königinn hatte für Ferdinandinen ausserordentliche Achtung, und sahe ihr den Kummer ihres Herzens an: sie befragte sie darum; allein die Liebe zu ihrem Gatten machte sie zurückhaltend. Sie ertrug die geheimen Anliegen ihres Herzens in Geduld; aber an ihre Pflegemutter schrieb sie folgenden Brief:

Meine beste Mutter!

Vielleicht wissen Sie schon selbst die traurigen Umstände, in welchen sich mein Gatte befindet. Alle seine Güter werden sequestrirt, und die Quellen, woraus er zither Nahrung für seine Verschwen-

dung

dung geſchöpft hat, ſind nun beynahe alle verſtopft. Wie glücklich und zufrieden könnte ich hier leben! Die Königinn iſt auſſerordentlich gnädig gegen mich: ich werde hier von allen geehrt, und an der Lady W.. habe ich eine rechtſchaffen denkende Freundinn gefunden; aber mein Gatte? Wollte Gott, er hätte mir gefolgt, und beſſer gewirthſchaftet: ſo hätte er jetzt nicht nöthig, drohenden Mangel und Dürftigkeit zu fürchten. Ich habe es an keinen liebreichen Vorſtellungen fehlen laſſen; allein leider! iſt mir meine Hoffnung fehlgeſchlagen. Soll ich ihn verlaſſen? Dies will meine liebe Lady W.. Ich habe zwar alle Achtung für ihre Freundſchaft; allein hier kann ich ihr unmöglich folgen. Ich liebe meinen Mann viel zu zärtlich, als daß mir mein Herz erlaubte, dieſen Schritt zu thun. Ach, liebſte Mutter! rathen Sie, helfen Sie mir! Nächſt Gott ſetze ich auf Sie allein mein Vertrauen. Freylich werden Sie verlangen, daß ich wieder nach Wien kommen ſoll; allein mein lieber Gatte — wo bliebe der? London will er nicht verlaſſen, und eher das äuſſerſte wagen. Was ſoll ich alſo anfangen? Gute Mutter! verlaſſen Sie mich diesmal ja nicht, und ertheilen Sie mir bald ihren gütigen Rath.

Wie geht es meinem armen Vater? Er hat nun auch ſeinen zeitherigen ruhigen Wohnſitz verlaſſen müſſen? Empfehlen Sie mich ihm beſtens, und

versichern Sie Ihren Herrn Gemal von meiner unveränderten Hochachtung. Hiermit leben Sie wohl, beste Mutter! Erfreuen Sie bald mit einem Briefe

Ihre

gehorsamste Tochter

Ferdinandine.

In Wien wurden die schlechten Vermögens-Umstände des Grafen von Nolten bekannt, und er hatte das Glück, von seinem Hofe eine Zulage von viertausend Thalern zu erhalten. Sein ganzer Gehalt war also jetzt so beschaffen, daß er, bey einer guten Einrichtung, ein sehr vergnügtes Leben hätte führen können; allein je größer seine Einnahmen wurden, destomehr nahm auch seine Verschwendung zu. Er kam endlich in eine so traurige Lage, daß ihm einige seiner Gläubiger, die keine Ansprüche auf seine Güter machen konnten, mit dem Arrest droheten. Hier gingen ihm die Augen auf: da warf er sich in die Arme seiner zärtlichen Gattinn und bat, ihn vor dieser Schande zu sichern, und versprach feyerlich, sein zeitheriges Leben zu ändern. Was wagt nicht eine Frau, wenn sie ihren Mann, so wie Ferdinandine den ihrigen, liebt? Sie verkaufte ihren Hals-Schmuck und ihr kleines Münzkabinet, und bekam vor beyde zehentausend Thaler. Hierdurch setzte sie ihn in den Stand, seine dringenden Schulden zu bezahlen, und sich vor dem Schimpfe zu sichern; allein,

seines

ſeines Gelübdes uneingedenk, wendete er den Ueberreſt davon zu neuen Arten der Verſchwendung an ſo, daß das Elend auf den äuſſerſten Grad ſtieg. Die Lady W.. machte der Gräfinn ein Präſent von zwey tauſend Thalern; allein was war das für ihren Gemal, der zeither eine ſo große Rolle geſpielt hatte? Glücklich wäre er geweſen, wenn ſeine Gemalinn ſich über ihn einige Herrſchaft angemaßt hätte; allein das war ihrem ſanften Charakter zuwider. Sie hatte nichts für ſich, und es war ihr nicht möglich, ihm ihren letzten Heller vorzuenthalten. Voll Vergnügen über das von der Lady erhaltene Präſent, eilte ſie zu ihm, meldete ihm dieſes. und gab ihm davon die Hälfte. Der Lord G.. war einer ſeiner beſten Freunde. Zu dem ward er, nebſt ſeiner Gemalinn, gebeten; allein dieſe Viſite gab Gelegenheit, ſich mit ihm zu entzweyen. Hier befand ſich eine ſtarke Spielgeſellſchaft. Den Hazardſpielen mußte der Graf einen großen Theil von dem Verluſt ſeines Vermögens zuſchreiben; auf Bitten ſeiner Gemalinn aber hatte er dieſen gänzlich entſagt, und blieb auch noch jetzt ſeinem gethanen Verſprechen treu. Lord G.. offerirte ihm ein Partie Lomber. Er war dazu bereit; allein wie hoch? erwiederte der Graf.

Eine Guinee?

Das iſt zu hoch, antwortete der Lord, wenn man blos das Vergnügen ohne Gewinnſucht, zur Abſicht hat.

Zu hoch? lieber laſſen Sie uns nicht ſpielen!

O liebſter Freund! ich dächte, Sie kennten das Glück! Denken Sie doch an ihre vorigen Umſtände, und vergleichen Sie mit ſelbigen ihre jetzige Lage.

Das nahm der Graf übel: ſein Stolz erwachte: er antwortete dem Lord in ſehr hitzigen Ausdrücken, und entfernte ſich plötzlich von der ganzen Geſellſchaft. Seine Gattinn hatte dieſes nicht bemerkt, und als ſie ihn vermißte, und nach ihm fragte, entdeckte ihr der Lord alles, was vorgefallen war. Dies verurſachte ihr nicht eine geringe Kränkung. Sie bat den Lord ſehr, ihrem Gemal ſeine Uebereilung zu verzeihen, verabſchiedete ſich bald hierauf und eilte zu ihm. Sie fand ihn noch in der äuſſerſten Hitze gegen den Lord. Er drohete, ſich wegen ſeines gegen ihn bewieſenen Betragens zu rächen. Ferdinandine ſuchte ihn zu beſänftigen, und nahm hierbey Gelegenheit, noch einmal einige vernünftige Vorſtellungen zu wagen. Jetzt glückte es ihr. Er verſprach ſeine Oekonomie einzuſchränken, und hielt auch Wort; Denn er ſchafte ſeine vielen Bedienten bis auf zwey ab: verkaufte ſeine Pferde, alle prächtige unnütze Meublen, und miethete ſich ein kleines Logis. Bey dieſer ſehr eingeſchränkten ökonomiſchen Einrichtung lebte Ferdinandine ruhiger, als zuvor in dem groſſen Palais, wo Pracht und Ueberfluß herrſchten. Allein dem

Grafen

Grafen, ihrem Gemal, gefiel eine ſolche Lebensart, wie leicht zu denken, nicht: Sein Gewiſſen wachte auf, und deſſen Vorwürfe machten ihn mißmüthig. Die Gräfinn gab ſich alle nur erſinnliche Mühe, ihn, an ihrem Beyſpiele, die Kunſt auch mit Wenigen vergnügt zu ſeyn, zu lehren; allein vergebens. Sie mußte die unangenehmen Folgen ſeiner übeln Laune empfinden. Schwehr iſt's, bey der Erinnerung ſeines vorigens Glücks, in einer niedrigen verſchuldeten Lage heiter zu ſeyn! Der Graf von Nolten war es wenigſtens nicht, darüber ſich Ferdinandine ſehr kränkte. Mit vieler Ungeduld hatte ſie ſchon längſt einen Brief von ihrer Pflegemutter erwartet: Der kam eben zu der Zeit, als ſie bey der Königinn war, an:

Meine liebe Ferdinandine!

Dein Schickſal geht mir ſehr nahe. Ich kann mir die Lage, in welcher du Dich jetzt befindeſt, recht lebhaft vorſtellen. Wozu ſoll ich Dir rathen? Es gereicht Dir zu groſſer Ehre, daß Du Deinen Gatten nicht verlaſſen willſt. Das iſt Pflicht; allein meine Beſte! wenn eine Frau alles verſucht, ihren Mann zu gewinnen, und er auf keine vernünftige Vorſtellungen mehr achtet — was dann? Du biſt verbunden, Glück und Unglück mit Deinem Gatten zu theilen, wie aber, wenn dieſer vorſätzlich ſeinem Verderben entgegen eilt? Erfor-

dert's

derr's dann nicht die Klugheit einer Frau, für ihr eignes Wohl zu sorgen? Freylich ist dies nur der äuſſerſte Fall, dann, wann keine Mittel mehr fruchten, ihn zu gewinnen, seinen Gatten zu verlassen. Willst Du Dich also von allen künftig zu fürchtenden Vorwürfen freymachen, so versuche zuvor alles — hilft nichts — dann liebste Ferdinandine, findest Du bey mir einen sichern Zufluchts-Ort. Das ist mein Rath, den ich Dir ertheile. Prüfe ihn!

Gott! wie ist's möglich, daß ein Mann, der so groſſen Verstand hat, wie der Deinige, so verstandsloß handeln, und sich muthwillig ins Unglück stürzen kann! Wie läßt sich das miteinander verbinden? Mir ist's unbegreiflich. Ich zweifle nicht, daß Du Dich, in diesen traurigen Umständen, zu Gott Deinem besten Freund, wenden werdest. Vielleicht ändert der sein Herz. Gieb die Hofnung nicht auf, und wage das Aeuſſerſte. Gern schickte ich Dir Geld, allein mein Gatte will es nicht haben, weil er glaubt, daß dieſes nur eine neue Nahrung für die Verschwendung Deines Gemals seyn werde. Aber, wenn ich bedenke, daß Du vielleicht Noth leidest? Ach gute Tochter! da bricht mir mein Herz und ich weine. Doch — die Lady W.. ist ja Deine Freundinn, die kann und wird Dir beystehen. Das beruhigt mich. Dein guter Vater wohnt jetzt in G—. Er ist gesund und bi-

bet keine Noth. Ich unterſtütze ihn reichlich. Mein Gatte empfiehlt ſich Dir, und nimmt an Deinen traurigen Schickſalen den wärmſten Antheil. Noch einmal, meine liebe Ferdinandine! ſichere Dich vor Vorwürfen. Hiermit empfehle ich Dich der Vorſorge Gottes, erwarte bald einen Brief von Dir, und bin

Deine

treue Pflegemutter

Gräfinn von Franholm.

Dieſen Brief hatte der Graf in ihrer Abweſenheit erbrochen. Sie fand ihn alſo, da ſie nach Hauſe kam, in der äuſſerſten Betrübniß, und fragte nach der Urſache.

Kannſt du mirs verdenken, wenn ich im höchſtem Grade aufgebracht bin? Da lies dieſen erbaulichen Brief.

Sie las ihn, und erſchrack ſehr.

Du mußt doch der Gräfinn ein häßliches Bild von mir gemacht haben?

Ich geſtehe es, ich habe an ſie geſchrieben und gehoft, von ihr Geld zu erhalten, wie Du auch aus dieſer Antwort erſieheſt. Was hätte ich aber nöthig, ihr eine lange Beſchreibung von Deinen Umſtänden zu machen, da es in Wien bekannt genug iſt, daß Deine Güter ſequeſtrirt werden?

Was

Was geht das aber der Grafinn von Franholm an? Ich bin mündig und muß sehn, wie ich durch die Welt komme.

Aber mein Kind, sie wünscht, Dich und mich glücklich zu sehn.

Mich aber einen verstandslosen Menschen zu nennen!

Das billige ich nicht; Aber mein Bester! läßt sie nicht auch Deinem Verstande Gerechtigkeit wiederfahren? Ach, liebster Gatte (hier fieng sie an zu weinen) erlaube mir mein Herz gegen Dich auszuschütten. Jedermann schätzt Dich deines Verstands wegen, und kann es nicht begreifen, wie es möglich ist, daß du so vorsätzlich deinem Verderben entgegen eilst. Ach Gott, wie will das noch endlich werden! Darf ich einen Vorschlag thun?

O ja! mit vielem Vergnügen werde ich ihn anhören.

Gieb Deinen Gesandschafts-Posten auf, und laß uns in dem Hause meiner Pflegeältern in Wien vergnügt leben.

Alles in der Welt, nur das nicht.

Warum?

Ich, der sonst in Wien eine große Rolle spielte, sollte bey dem Grafen von Franholm das Gnadenbrod essen?

O, mein Kind! wie könnte Dir dieſer Schritt zu einer Schande gereichen, da es bekannt iſt, daß ich dereinſt meine Pflegeältern beerbe?

Gut! Aber würde ich nicht Vorwürfe befürchten müſſen. Ich verdiene ſie zwar, das ſehe ich ein; allein ſie gelaſſen zu ertragen, das erlaubt mir mein Temperament nicht.

Dafür ſtehe ich.

Das iſt unmöglich. Laß uns davon aufhören! Ich habe einen andern Entwurf gemacht.

Darf ich ihn wiſſen?

O ja! Ich liebe Dich meine Beſte! wie Dir bekannt iſt, über alles, und wünſche nie von Dir getrennt zu werden; allein leider! habe ich mich durch meine Verſchwendung ſo unglücklich gemacht, daß ich nicht im Stande bin, Dich Standesmäßig zu unterhalten. Verlaß mich alſo, gehe nach Wien und lebe da glücklich. Leide ich, ſo leide ich durch meine Schuld, und allein. Dich unſchuldig leiden zu ſehn, würde mein Elend nur noch vergrößern.

Ach, liebſter Gatte! ich, Dich verlaſſen? Nein, nein, nur der Tod trenne uns!

Hier fieng er an, zu weinen. Beſte Ferdinandine! ich kenne Dein Herz, und habe auch von Dir dieſe Sprache erwartet; aber, es iſt nicht zu ändern. Du mußt mich verlaſſen.

Ich

Ich will mich einschränken, alle Gesellschaften meiden, und auf allen Staat Verzicht thun.

Ach, meine beste Ferdinandine! das traue ich Dir zu, da Du ohnedies allen Aufwand und prächtige Verschwendung hassest; aber bedenk als Gräfinn in London zu leben?

Gott! Gott! wärst Du doch ein armer Tagelöhner, und ich Deine Gattinn! Gern wollte ich mit diesen Händen arbeiten, und für Dich Brod verdienen!

O Ferdinandine! (hier fiel er ihr um den Hals) hätte ich Dir gefolgt! Nun ist es zu spät!

Sein Herz brach in Thränen der Wehmuth aus. Er entfernte sich von ihr, und ging in Gesellschaft. Nun sahe ihn auch Ferdinandine nicht wieder, und brachte den Rest des Tages, und die darauf folgende Nacht mit Thränen zu. Früh Morgens bekam sie ganz wider alles Erwarten folgenden Brief von ihm:

Allerliebste Ferdinandine!

Gestern habe ich Dich zum letzten male gesehen. Du weißt den Plan, den die Noth, in der ich mich befinde, entworfen hat. Verlaß mich, begieb Dich wieder nach Wien, und lebe daselbst so glücklich, als Du es verdienst; denn bey mir kannst Du es nicht seyn. Die Liebe, die ich gegen Dich habe, erlaubt mir nicht, mich mündlich von Dir

zu verabſchieden. Drum entferne ich mich auch ſogleich von London, und werde nicht eher wieder zurückkehren, bis ich zuverläßig weiß, daß Du abgegangen biſt. Gott begleite Dich, liebſte Ferdinandine! Meine Thränen und Segenswünſche folgen Dir nach. O ich Unglücklicher, ein ſo edles Kleinod, die beſte Frau, ſo muthwillig verſcherzt zu haben! Ich war ihrer nicht würdig. Doch — was helfen nun Klagen? Reiſe glücklich und lebe wohl!

Graf von Molten.

Dieſer Brief betrübte die Gräfinn, wie leicht zu denken, auſſerordentlich. Sie eilte ſogleich zu ihrer Freundinn der Lady W.. und klagte der ihre Noth. An ihrem traurigen Schickſal nahm ſie ſolchen Antheil, daß ſie ihr vorſchlug, bey ihr zu bleiben; allein, dann konnte ihr Gatte die Drohung, nicht eher wieder nach London zu kommen, bis ſie ſich entfernt hätte, in Erfüllung bringen: das wünſchte ſie nicht: ſie ſchlug alſo die Offerte aus, und entſchloß ſich, ſich von London nach Paris, zu der Mutter der Gräfinn von Franholm, zu begeben. In größter Geſchwindigkeit machte ſie Anſtalt zu ihrer Abreiſe. Nur die nothwendigſten Kleidungsſtücke nahm ſie mit ſich, die übrigen verkaufte ſie, und bekam dafür einhundert Guineen. Auch die Lady W.. machte ihr ein Präſent mit funfzig Guineen. Alles war nun eingepackt.

Noch vor ihrer Abreiſe ſchrieb ſie an ihren Gemal nachſtehenden Brief:

Mein allerliebſter Gemal!

Ich folge Deinem Befehl, und verlaſſe Morgen London. Warlich, mein Beſter! mein Herz ſchwimmt in Thränen, und wünſcht nun weiter nichts, als einen baldigen Tod; denn, ohne an Deiner Seite zu leben, iſt das Leben für mich eine Pein. Lebe Du wohl, mein Beſter! vergiß nicht, daß ich Dich zärtlich geliebt habe, und glaube, daß meine Liebe gegen Dich noch jenſeits des Grabes fortdauern werde.

Von meiner lieben Lady W.. habe ich funfzig Guineen zu meiner Reiſe erhalten. Da ich nun nach Paris zu der Gräfinn von Becombe zu gehen gewillet bin, und ich mir von ihrer Güte alles verſpreche: ſo glaube ich, dieſe Reiſe mit zwanzig Guineen machen zu können. Den Reſt davon bekommſt Du hier innliegend. Ueberdies noch einhundert Guineen. Gern hinterlieſſe ich Dir mehr; aber, das iſt mein ganzes Vermögen. Bald, bald ſchlägt nun die Stunde des Abſchieds! Ach Gott, Gott! Dich verlaſſe ich? Nicht noch einmal ſoll ich Dich umarmen? Iſt das nicht grauſam? Doch nein. Was würden uns die Thränen nutzen? Alſo noch einmal: Lebe wohl! Nie vergeſſe ich

Dich.

Dich. Stets will ich für Dich beten, und Dir Segen vom Himmel erflehen. Adieu mein Beſter!

Ferdinandine.

Dieſen Brief ſiegelte ſie zu, und legte ihn in ihr Büran, dazu ſie den Schlüſſel bey der Lady W.. zurück lieſt.

Schon war ſie im Begriff, ſich in den auf ſie wartenden Wagen zu begeben, da fiel ihr ein, daß ſie dem Lord G.. ihre Abſchiedsviſite zu machen vergeſſen habe. Sogleich fuhr ſie zu ihm, und bat, ſich ihres Gatten anzunehmen. „Seyn ſie ruhig, „meine liebe Gräfinn! ſprach dieſer würdige Mann, „ich will gewiß noch für Ihren Gemal ſorgen, und „ihn glücklich machen, aber zuvor muß er erſt noch „unglücklicher werden, als er iſt. Jetzt raſet er noch. „Kommt er erſt zur Erkenntniß ſeiner Thorheiten, und „druckt ihn die Armuth noch ſtärker, dann wird er „einſehen, daß ſein Zorn gegen mich ungerecht gewe„ſen. Dann iſt es Zeit, mich ſeiner anzunehmen. „Das ſoll gewiß geſchehn. Reiſen Sie glücklich.“ So verabſchiedete ſie ſich von ihm, und trat unter vielen Thränen ihre Reiſe an. Noch keine Viertelſtunde war ſie von ihrem zeitherigen Hauſe entfernt, da kam der reiche Kaufmann P.. in vollem Galop geritten, und hielt an dem Wagen ſtill.

Meine gnädge Gräfinn! Sie ſind im Begriff, Lenden zu verlaſſen?

Ja!

Das ist mir nicht angenehm. Sie wissen doch —

Ja, ich habe mich mit unterschrieben.

Also vergeben Sie mir, wenn ich ihre Abreise zu verhindern suche.

O, ich bitte Sie um alles in der Welt, setzen Sie kein Mißtrauen in mich!

Nein, gnädge Gräfinn! nicht das geringste Mißtrauen. Ich kenne Ihre Rechtschaffenheit; aber achthundert Guineen?

Die will ich Ihnen gewiß von Wien aus schicken.

Um Verzeihung! darauf kann ich mich nicht einlassen.

Ach Gott! doch hier auf der öffentlichen Straße macht unsre Unterredung zu vieles Aufsehn. Ist es Ihnen gefällig, sich wieder mit zurückzubegeben?

O ja, mit Vergnügen.

So kam sie in ihrem Logis, das sie vor einigen Minuten verlassen hatte, wieder an. Alle erstaunten über diese Erscheinung. Sie wußte sich nicht anders, als durch einen nochmahligen Versuch vernünftiger Vorstellungen zu helfen.

Sie wissen ja, mein Herr! daß ich in Wien reiche Pflegeältern habe, die ich einst beerbe.

Ja, das ist mir bekannt.

Und meine Geſinnungen?

O, meine gnädge Gräfinn! von der Güte derſelben bin ich überzeugt.

Nun gut — ſo brauchen Sie ja kein Mißtrauen in mich zu ſetzen.

Aber ein Kaufmann bringt das gute Herz ſeiner Schuldner nicht in Anſchlag. Zahlung oder Sicherheit!

Gern wollte ich Ihnen alles bezahlen, wenn ich es nur jetzt zu thun im Stande wäre.

Verweilen Sie noch in London, und laſſen Sie ſich das Geld von Wien aus ſchicken.

Das iſt zu weitläuftig.

Oder ſtellen Sie mir in London einen ſichern Bürgen; denn, nehmen Sie mir es nicht ungnädig, die Umſtände Ihres Herrn Gemals ſind ſo beſchaffen, daß ich darauf keine Rechnung machen kann.

Das kann ich Ihnen nicht verdenken, daß Sie in meinen Gatten ein Mißtraun ſetzen; aber, wo finde ich einen ſichern Bürgen?

Dies wird Ihnen nicht ſchwehr fallen. Sie haben ja Bekanntſchaft genug.

Ja, Bekanntſchaft genug; aber Freunde in der Noth? Wäre nur die Lady W.. nicht auch verreiſt!

Sie können ja ihre Zurückkunft erwarten.

Nein, ich will einen andern Versuch machen, und meine Zuflucht zu dem Lord G. nehmen.

Ich wünsche Ihnen Glück! Geld genug hat er; aber er soll geitzig seyn?

Das ist er nicht. Er scheine es nur zu seyn, weil er im Verborgenen viel Gutes thut, und alle unnöthige Pracht haßt.

Nun, so machen Sie doch einen Versuch.

Gut, das soll geschehen. Wollen Sie unterdessen hier verweilen?

Ja, ich werde Ihre Zurückkunft erwarten.

Mit bangem Herzen begab sie sich also zu dem Lord.

Ey, ey, meine liebe Gräfinn! ich denke, Sie haben London verlassen?

Ja, das würde auch geschehen seyn, wenn ich nicht durch einen gewissen traurigen Zufall verhindert worden wäre.

Welcher?

Mein Gatte ist an den Kaufmann P.. achthundert Guineen schuldig. Dieser kam an den Wagen, und drohete, mich nicht eher aus London zu lassen, bis er befriedigt wäre.

Sie haben sich also ohne Zweifel mit unterschrieben?

Ja, das ist es eben.

Warum haben Sie das gethan, da Sie die Umstände Ihres Gatten wußten?

Ach Gott (hier fieng sie an zu weinen) was thut eine Frau nicht, wenn sie ihren Mann so wie ich den meinigen liebt?

Aber die Liebe muß die eigne Sicherheit der Frau nicht aus den Augen verliehren.

Recht haben Sie; aber das ist nun vorbey.

Darf ich eine Bitte wagen?

Nein, nicht wagen. Erlauben Sie mir das Vergnügen, sie zu errathen.

Ach, mein Lord, mein Freund!

Weinen Sie nicht, beste Gräfinn! Ihr Zutrauen gefällt mir, und Ihrer Rechtschaffenheit bin ich es schuldig, daß ich Ihnen helfe. Lassen Sie den Kaufmann kommen, ich will ihn bezahlen.

O, das ist Freundschaft, das ist Grosmuth! Rührt die meinen Gatten nicht, und fordert sie nicht sein Herz auf, Sie wegen seines unzeitigen Zorns um Vergebung zu bitten: so spreche ich ihm alle Empfindung ab.

Sogleich lies sie durch ihren Bedienten den Kaufmann holen. Er erhielt von dem Lord die Bezahlung, und ward auf diese Art befriedigt.

Verdanken, mein lieber Lord! kann ich Ihnen diese Gefälligkeit nie; so bald als ich aber in Wien ankommen werde, soll die Zahlung richtig erfolgen.

Das verbitte ich, meine beste Gräfinn! Ich besitze ein solches Vermögen, daß ich dieses Wenige gar leicht entbehren kann. Erlauben Sie mir die Freude, Ihnen als Freund geholfen zu haben. Die Wiederbezahlung würde sie vereiteln.

O, mein lieber Lord! wie edel denken Sie!

Machen Sie mir dieserwegen keine Lobsprüche. Gutes zu thun, wenn man reich ist, ist kein grosses Verdienst.

Aber — das Herz?

O, lassen Sie uns davon aufhören! Brauchen Sie etwa Reisegeld? Seyn Sie offenherzig.

Nein, damit bin ich versehen. Komme ich erst nach Paris, so wird die Gräfinn von Becombe für mich sorgen.

Heute werden Sie doch nun nicht abreisen? Ich dächte, Sie liessen es sich noch hier gefallen, und setzten erst auf den morgenden Tag Ihre Reise fest?

Ja, das soll auch geschehn.

Nun, meine liebe Gräfinn! will ich Ihnen noch eine Freude machen, die eigentlich bloß für ihren Gatten bestimmt war. Ist es Ihnen gefällig, mir zu folgen?

Er zeigte ihr vier schöne Zimmer hintereinander. Wie erschrack die Gräfinn!

Ach Gott! beſter Lord! das ſind ja die Meublen, die mein Gatte aus Noth hat verkaufen müſſen!

Meynen Sie? Iſt dies aber nicht beleidigend für mich? Glauben Sie, daß ich meine Zimmer mit Meublen, die auf dem Trödel gekauft ſind, ausſchmücke?

Ich bitte ſehr um Vergebung.

Das iſt nicht nöthig. Es war nur mein Spaß. Sie irren nicht. Die Meublen haben insgeſammt Ihrem Gatten gehört. Ich habe ſie gekauft, um ſie ihm, wenn er einmal wird ausgetobt haben, wieder zugeben.

Ach, mein Lord! welche ſeltne Grosmuth!

Sie wiſſen, daß ich Ihren Gatten ſehr liebe, und, ohnerachtet er jetzt auf mich böſe iſt: ſo vergebe ich doch dieſen Zorn ſeiner Hitze, als Fehler des Temperaments, und mache ihn gewiß noch glücklich. Ehe dies aber geſchieht, muß er noch, wie ſchon geſagt, unglücklicher werden, als er jetzt iſt.

Nun bin ich ruhig, da ich verſichert bin, daß Sie ſich meines lieben Gatten annehmen.

Ich könnte dieſes ſchon jetzt thun, und gar leicht machen, daß Sie hier bleiben; allein jetzt iſt es noch nicht Zeit.

Ach, beſter Lord! thäten Sie das!

Nein, jetzt nicht; aber vielleicht ändert er ſich bald, dann will ich ihn retten, und Sie kommen wieder zu ihm.

Dieſe angenehme Zeit! Mit banger Ungeduld werde ich ſie erwarten.

Verlaſſen Sie ſich darauf. Nun will ich Ihnen noch etwas Schönes zeigen. Da — ſehn Sie dies ſchöne Münzkabinet!

Ey! das iſt das meinige.

Ihnen gehört es? Gut, ſo nehme ich mir die Freyheit, Ihnen damit ein Präſent zu machen;

Keine größere Freude können Sie mir machen. Empfangen Sie dafür meinen beſten Dank!

So verabſchiedete ſie ſich von ihrem Wohlthäter unter unzähligen Thränen der Freude und Dankbarkeit, brachte die letzte Nacht in ihrem Logis zu, und ſchrieb noch folgenden Brief an ihren Gatten.

Mein Beſter!

Noch einmal ſchreibe ich, weil ich heute an meiner Abreiſe verhindert worden bin. Haſt Du noch einige Liebe gegen mich, ſo ſuche die Freundſchaft des Lords G. Ich kenne ſeine Rechtſchaffenheit hinlänglich, und weiß, daß er als Vater für Dich ſorgt. Ueberwinde Dich! dann biſt Du glücklich, und ich habe vielleicht bald wieder das Vergnügen, an Deiner Seite zu leben. Schlage mir dieſe

Bitte nicht ab! Sie hat Dein Glück zum Gegenſtande. Nun reiſe ich mit ruhigerm Herzen als zuvor, von London. Gott erhalte Dich geſund! Lebe glücklich mein Beſter, und liebe ferner

Deine

Ferdinandine.

N. S.

In meiner Garderobe findeſt Du ein kleines Münzkabinet. Das gehört nun Dir. Noch einmal: Lebe wohl!

Nun beſchleunigte ſie ihre Reiſe, und kam glücklich in Paris an. Sie kehrte in einer Auberge ein, und erfuhr daſelbſt, zu ihrer größten Betrübniß, daß die Gräfinn von Vecombe vor einigen Wochen geſtorben ſey. Hierdurch war aufs neue ihre Hoffnung vereitelt; doch lies ſie den Muth nicht ganz ſinken. Ihr Vertrauen gründete ſich auf die ihr ſchon bekannte Güte des Grafen; allein ſie irrete ſich ſehr. Sie beſuchte ihn, und fand ihn, wider alles Vermuthen, äuſſerſt gleichgültig. Sie erzählte ihm ihre traurigen Schickſale. Er blieb dabey ungerührt, und ſetzte überdies noch in ihre gute Aufführung ein Mißtrauen. Alle Leiden, die ſie bisher noch betroffen hatten, waren ihr leicht geweſen; dieſes unverſchuldete Mißtrauen aber verurſachte ihr die größte Kränkung, und brachte ſie beynahe aus aller Faſſung. Doch, vielleicht iſt dieſes eine natürliche Folge ſeines Alters?

Viel-

Vielleicht hat ihn der Tod seiner Gemalinn unheiter und mißlaunig gemacht? So dachte sie, und diese Gedanken richteten ihr ganz niedergeschlagenes Gemüth wieder auf. Sie entschloß sich also, noch einen Versuch zu machen, und ihren Besuch zu wiederholen; allein der Graf lies sie nicht vor sich. Was nun? Sie schrieb an ihn folgenden Brief:

Mein bester Herr Graf!

Womit habe ich mir Ihre Ungnade zugezogen? Sie sind nicht allein gegen mich gleichgültig, sondern bezweifeln noch darzu meine gute Aufführung? Ich habe geglaubt, Ihnen besser bekannt zu seyn, als daß ich ein solches Mißtrauen gegen mich hätte fürchten können. Ich will mich nicht rechtfertigen, Herr Graf! Gott und mein Gewissen sprechen mich frey, und ich berufe mich auf das strengste Urtheil aller Rechtschaffenen in Paris, die mich kennen. Vielleicht sind Sie falsch benachrichtigt? Was vermögen nicht freche Verleumder und Lästerer? Sie haben sich noch nicht deutlich erklärt, sondern mir nur überhaupt zu verstehen gegeben, daß ich mir durch meine Aufführung mein jetziges trauriges Schicksal zugezogen habe. Bin ich je untreu gegen meinen Gatten gewesen? Habe ich mich an ihm vergangen? Habe ich durch Verschwendung und Vernachläßigung in der Oekonomie, ihm das Unglück zugezogen, in welchem er sich leider! befindet?

Mein

Mein Gewiſſen macht mir keine Vorwürfe; Sie erweiſen mir die gröſste Gnade, wenn Sie mir die Urſachen Ihres Verdachtes melden. Dies erwarte ich von Ihnen. Nun, beſter Herr Graf! erlauben Sie mir eine Bitte. Ich bin in der Abſicht hieher gereiſt, um in Ihrem Hauſe einen ſichern Zufluchtsort zu finden. Ich hatte Geld genug, um meine vorhabende Reiſe nach Deutſchland vollenden zu können; ich lies dies aber für meinen Gemal zurück, und behielt nur ſo viel, als ich nöthig zu haben glaubte, um nach Paris zukommen, weil ich auf ihre gütige Unterſtützung ſichere Rechnung machte. Leider! hat mich dieſe Hoffnung getäuſcht, und ich befinde mich jetzt in einer traurigen Lage. Ich habe kein Geld und keine Freunde. Geht Ihnen mein Schickſal nicht zu Herzen? Ach, Herr Graf, erbarmen Sie ſich meiner, und unterſtützen Sie mich, damit ich nur wieder nach Deutſchland zu meinen lieben Pflegeältern kommen kann. Meine Pflegemutter iſt ja ihre Tochter, die Sie lieben? Rührt Sie auch mein Schickſal nicht, ſo iſt vielleicht dieſer Gedanke im Stande, in Ihnen Mitleiden zu erregen. Verlaſſen Sie mich nicht! Nie haben Sie gewiß in Ihrem Leben eine beſſere Gelegenheit gehabt, ſich einer Unglücklichen anzunehmen, als jetzt. Nie werde ich gegen dieſe Wohlthat undankbar ſeyn.

Ferdinandine Gräfinn
von Nolten.

Drey Tage waren verflossen. Noch hätte sie keine Antwort. Ihre Kammerfrau war jetzt ihre einzige Freundinn, welcher sie sich anvertrauen konnte.

Was nun? Der Graf antwortet wohl gar nicht?

Zweifeln Sie nicht, gnädge Gräfinn. Ein so hartes Herz traue ich doch dem Grafen nicht zu.

Aber, wenn er mir helfen wollte, warum ließ er mich denn so lange vergeblich hoffen?

Wer weiß, was er für Ursachen hat, mit der Antwort zu zögern.

Bedenk doch nur sein Mißtrauen gegen mich.

Das ist mir unbegreiflich. Ich wüßte gar nicht, wie sich eine Frau gegen ihren Mann besser verhalten könnte, als Sie sich gegen Ihren Herrn Gemal beständig bewiesen haben.

Das ist mein Trost. Ich bin vor allen Vorwürfen sicher, und doch?

Sollte es wohl in der Welt so gottlose Leute geben, die im Stande wären, die Rechtschaffenheit so zu verleumden?

O! du kennst die Welt noch nicht. Jeder Mensch hat seine Feinde, und der Rechtschaffenste kann vielmals den Verleumdungen derselben nicht entgehn.

Endlich bekam sie folgende Antwort.

P. M.

P. M.

Ich wundre mich sehr, daß Sie es wagen können, an mich zu schreiben. Ich dächte, ich hätte Ihnen schon mündlich meine Gesinnungen hinlänglich zu verstehn gegeben. Sie verlangen, daß ich Sie mit Geld unterstützen soll? Erlauben Sie mir, Ihnen zu melden, daß diese Bitte im höchsten Grade unverschämt ist. Sollte ich wohl einer Frau, die ihrem Gatten untreu geworden, helfen? Und Sie sind noch so dreist, sich auf Gott, ihr Gewissen, und das Urtheil der Rechtschaffenen zu berufen? Von Verleumdungen sprechen Sie? O Madame! mich blenden Sie nicht. Ihre Aufführung ist mir kein Geheimniß. Die Person, die mich damit bekannt gemacht hat, ist keins Betrugs fähig, und verdient allen Glauben. Ja, gesetzt auch, ich wäre falsch benachrichtigt, waren Sie denn nicht als Frau verbunden, sich einiger Herrschaft über Ihren Mann anzumaßen, und seiner Verschwendung Einhalt zu thun? Sie leiden also durch Ihre eigene Schuld. Ertragen Sie die unangenehmen Folgen davon mit Gelassenheit, und bemühen Sie sich nicht weiter, mich mit Briefen zu beschwehren. Unerbrochen schicke ich sie wieder zurück. Uebrigens wissen Ihre Pflegeältern Ihre Aufführung auch.

de Verombe.

Untreu

Untreu soll ich meinem Manne gewesen seyn? ich, die ihn bis zur Abgötterey geliebt habe? Hier konnte sie sich der Thränen nicht enthalten.

O weinen Sie nicht gnädge Gräfinn: (redete sie ihre Kammerfrau an).

Ich nicht weinen? Meine Ehre? Wo nun Rath hernehmen?

Seyn Sie unbekümmert. Sie haben nicht nöthig, bey dem Grafen Hülfe zu suchen.

Bey wem denn, da ich keinen Freund habe?

Sorgen Sie nicht, und erlauben Sie mir, Ihnen etwas zu entdecken. Ueber uns logirt ein gewisser Herr von Waren. Der sprach gestern mit mir, und erkundigte sich nach Ihnen. Ich erzählte ihm gerade raus Ihre gehabten Schicksale. Dadurch wurde er so gerührt, daß er versprach, sich Ihrer anzunehmen, und Sie auf seine Kosten, nach Wien zurückzubringen. Er wünscht nur Gelegenheit zu haben, mit Ihnen selbst zu sprechen.

Was ist er denn für ein Mensch?

Ein sehr artiger guter Herr.

Ist er noch jung?

Ja, und fürtreflich gebildet.

Mit dem sollte ich so eine weite Reise unternehmen? Was würde man von mir denken?

O, gnädge Gräfinn! ich glaubte Ihnen eine grose Freude machen zu können, und —

Ich

Ich freue mich auch darüber; aber überlege nur selbſt, ich eine junge Frau, und er eine junge Mannsperſon auf Reiſen?

Sie haben freylich Recht; aber Sie reiſen ja nicht allein, ich bleibe ja bey Ihnen. Ich weiß ſonſt keinen andern Vorſchlag. Sie müßten nach Wien ſchreiben, und ſich Geld ſchicken laſſen?

Auch das geht nicht an; denn, wie ich aus des Grafen Briefe erſehe, ſo hat er ſchon die falſche Nachricht von meiner ſchlechten Aufführung an meine Pflegeältern geſchrieben. Was müſſen die nun von mir denken?

Sie werden dieſe Nachricht für falſch halten.

Kennſt du die Gräfinn von Franholm nicht beſſer? Sollte ſie wohl ihrem Vater, den ſie ſo zärtlich liebt, nicht glauben?

Das iſt nun freylich auch wahr. Alſo bleibt Ihnen ja gar nichts weiter übrig, als mit dem Baron von Waren zu reiſen.

Ach, du kannſt gar nicht glauben, wie ungern ich dieſen Schritt thue. Mein Herz ahndet Gefahren meiner Ehre, und doch —

Sie ſtellen ſich die Sache gefährlicher vor, als ſie iſt. Sie ſollten nur den Baron einmal ſehen, Sie würden gewiß anders denken. Er ſcheint ein recht gutes Herz zu haben.

Ja, er ſcheint.

O so gefährlich sind die Mannspersonen nicht, als wir sie uns vorstellen.

Gut, wenn ich auch keine Gefahren fürchte, ist nicht schon das Gerüchte, eine Reise mit einer jungen Mannsperson gemacht zu haben, meiner Ehre nachtheilig?

Aber was wollen Sie sonst anfangen?

Das ist wahr. Wenn ich nur den Baron sprechen könnte!

O dazu will ich Ihnen bald Gelegenheit verschaffen.

So entfernte sie sich von der Gräfinn, und nach Verlauf einer halben Stunde, kam sie mit dem Baron in ihr Zimmer. Wie sehr erschrack sie über diese plötzliche Erscheinung! Er war ausserordentlich höflich gegen sie.

Ich habe, gnädge Gräfinn! von Ihren traurigen Schicksalen Nachricht erhalten, und bin aus keiner andern Absicht zu Ihnen gekommen, als Ihnen meine Hülfe anzubieten.

Sie sind sehr gütig, Herr Baron! Ich erkenne Ihre Bereitwilligkeit, mir zu helfen, mit gröſstem Dank um so vielmehr, da ich mich jetzt in den traurigsten Umständen befinde.

Eben das macht mir das gröſste Vergnügen, wenn ich einer Unglücklichen helfen kann.

Die

Die bin ich; aber wie wollen Sie mir helfen? Thun Sie selbst einen Vorschlag.

Ich will nach Wien zu dem Grafen von Franholm, meinem Pflegevater reisen, und habe kein Geld, weil ich das, was mir hier begegnet ist, nicht vorher habe sehen können. Wollen Sie also die Gewogenheit für mich haben, und mir so viel Geld, als ich zu Vollendung dieser Reise brauche, borgen? Mit dem größten Dank will ich es Ihnen wiederbezahlen

Mit Vergnügen, gnädge Gräfinn! wollte ich Ihnen so viel Geld geben, als Sie verlangten; aber das ist nicht nöthig. Ich muß ohnedies, meiner Geschäfte wegen, eine Reise nach Wien machen; wollen Sie mir das Vergnügen gönnen, in Ihrer Gesellschaft reisen zu dürfen?

Gern, Herr Baron — aber —

Ich verstehe Sie, gnädge Frau Gräfinn! Sie fürchten einigen Nachtheil für Ihre Ehre.

Können Sie mir das verdenken?

Nein. Sie haben Recht. Ich kenne die Urtheile der Welt, und weiß, daß ein ehrliebendes Frauenzimmer in der Gesellschaft unsers Geschlechts oft in Gefahr kommt; Aber, meine beste Gräfinn! werden Sie denn, wenn ich auch nicht mit Ihnen reiste, auf dem Schiffe blos in der Gesellschaft von Personen Ihres Geschlechts sich befinden?

Nein, das gebe ich zu, aber —

Was fürchten Sie weiter? Nichts als das, was Sie von andern meines Geschlechts, die auf dem Schiffe seyn werden, fürchten müssen.

Wenn gehen Sie denn von Paris ab?

Morgen, oder wäre es Ihnen gefällig, sich noch länger hier aufzuhalten?

Nein, nein, Herr Baron, je eher, je lieber! Also entschliessen Sie sich.

Ach, Herr Baron, wie schwehr wird mir der Entschluß!

Aber warum?

Ich kann es selbst nicht sagen, wie mir zu Muthe ist.

Setzen Sie ein Mißtrauen in mich? Ich kann Ihnen dieses nicht verdenken, da Sie mich nicht kennen. Sie haben freye Wahl.

Das ist wahr — aber —

O, ich merke, Sie bezweifeln meine Rechtschaffenheit, ich will mich also Ihnen empfehlen.

Vergeben Sie mir die Bedenklichkeiten, die ich habe!

Gern, meine Gräfinn! in Ihrer Lage würde ich eben so denken; aber die Zeit ist kurz, entschliessen Sie sich!

Nun,

Nun, ſo ſey es gewagt. Morgen habe ich die Ehre, in Ihrer Geſellſchaft die Reiſe in mein Vaterland anzutreten.

So empfahl ſich der Baron. Ihr Wort hatte ſie nun gegeben; aber ſie überdachte die Gefahren, welchen ſie in Geſellſchaft des Barons ausgeſetzt ſeyn könnte — kurz es gereuete ſie. Ihre Kammerfrau redete ihr zu.

Ich weiß auch gar nicht, was Sie für Bedenklichkeiten haben? Sie betrachten ja die Mannsperſonen als gefährliche und grauſame Löwen. Wenn Sie dieſe Gelegenheit verbeylaſſen, was wollen Sie dann anfangen? Der Baron ſcheint ein recht ehrlicher Mann zu ſeyn. Er wird von allen in der Auberge gelobt. Sie haben ja noch mehr zu fürchten, wenn ſie ohne den Baron reiſen; denn ſind denn nicht auf dem Schiffe der Kapitän, der Lieutenant, die Matroſen, und, Gott weiß, wie die Leute alle heiſſen? Sind Sie denn da nicht in noch größerer Gefahr? Reiſen Sie in Geſellſchaft des Barons, ſo haben Sie doch noch Jemand, der Sie beſchützt, und ſich ihrer annimmt. Ich ſehe gar nicht ein, wie Sie ſich ſo unnöthige Sorgen machen können.

Aber, er iſt ein junger artiger Mann?

Was ſchadet das? Können nicht die Schifs-kapitäne und Lieutenante auch jung und artig ſeyn. Ja, ſind nicht die Alten oft gefährlicher als die Jungen?

Seine Reitze?

Ja, die hat er. Wenn ich noch jung wäre, und er wollte mich zur Gattinn haben, ich gäbe ihm gleich mein Herz und Hand, ſo gut bin ich ihm.

Dieſen zu widerſtehen?

Hat nichts zu ſagen. Sie ſind ſtandhaft genug, und Ihre Gottesfurcht ſichert Sie wider alle Verſuchungen. Sie haben ja ſelbigen in London glücklich widerſtanden. Dazu gehört doch viel Standhaftigkeit. Nicht wahr?

Du haſt Recht; aber man muß doch alle Gelegenheiten zu Verführungen vermeiden.

Ja, gnädge Gräfinn! dann müßten wir aber die Welt fliehen.

Gut, ich will deinem Rathe folgen, und in Gottes Namen mit dem Baron reiſen.

Das iſt gut. Ich wüßte auch nicht, was Sie ſonſt anfangen wollten.

Der folgende Tag war zur Abreiſe beſtimmt; allein in der Nacht vorher ward die Kammerfrau krank. Ferdinandine konnte ſie nicht verlaſſen, ſondern bat den Baron, die Abreiſe aufzuſchieben. Er that

dieſes

dieſes mit vielem Vergnügen. Sie trug für ihre Wartung alle nur mögliche Sorgfalt; die Aerzte aber gaben die Hoffnung zu ihrer Geneſung auf. Sie ward von Tag zu Tag ſchlechter, und ſtarb endlich am kalten Brande, nach vielen drey Wochen ausgeſtandenen Schmerzen. Dieſes neue traurige Schickſal koſtete Ferdinandinen viele Thränen. Der Baron ſuchte ſie, ſo viel als in ſeinen Kräften ſtand, über dieſen Todesfall zu tröſten, und verſchafte eine andre Perſon zu ihrer Bedienung. Nun trat ſie in Geſellſchaft des Barons ihre Reiſe an. Er wußte ſie unterwegs fürtreflich zu unterhalten, und bemühete ſich auf alle nur erſinnliche Art, ſie von ihrem Kummer zu befreyen. Ihr Zutraun zu ihm wuchs, ſie ward ruhig, und dachte an die zuvorgefürchteten Gefahren nicht mehr. Sie fragte ihn nach ſeiner Lebensgeſchichte. Hier war er zurückhaltend. Deswegen verſchwieg ſie ihm auch ihre niedrige Geburt, und gab ſich für eine gebohrne Baroneſſen von Sanft aus. Ihr Mißtrauen wurde aber aufs neue gegen ihn rege, als er ihr ſagte:

Vergeben Sie mir, meine liebe Gräfinn! Ich habe Ihnen verſprochen, Sie nach Wien zu bringen. Nachmittags werden Sie in Amſterdam ſeyn.

In Amſterdam?

Ja, nicht anders.

So haben Sie mich ja hintergangen?

Freylich; aber ich halte doch mein Versprechen. Ich habe hier noch einige Verrichtungen, die mich ohngefähr acht Tage aufhalten werden.

Und dann?

Dann begleite ich Sie ganz zuverläßig nach Wien.

Warum haben Sie mir das nicht vorher gesagt?

Weil ich fürchtete, Sie möchten ihren Entschluß ändern.

Das würde auch gewiß geschehen seyn.

Ich gebe Ihnen mein Wort, es soll Sie nicht gereuen.

So kamen sie, ohne auf der Reise einigen Gefahren ausgesetzt gewesen zu seyn, in Amsterdam glücklich an. Ferdinandine erstaunte über die Pracht, die in allen Stücken in dem Hause des Barons herrschte. Nichts gebrach ihr an ihrer Bequemlichkeit; das einzige Unangenehme war dieses, daß sie so ganz in der Stille und einsam leben mußte, weil ihr der Baron die Amsterdammer Gesellschaft widerrieth. So vergiengen vier Wochen. Nun glaubte sie, daß seine Geschäfte besorgt wären. Sie fragte ihn also:

Ist es Ihnen nun gefällig, mich nach Wien zu begleiten?

Iſt Ihnen vielleicht der Aufenthalt in meinem Hauſe unangenehm?

Nein, Herr Baron! wer wünſcht aber wohl nicht, bey den Seinigen zu ſeyn?

Und ich wünſchte, daß Sie entweder bey mir, oder ich bey Ihnen beſtändig bleiben könnte. Dann ſchätzte ich mich glücklich.

O, ſcherzen Sie nicht!

Nein, meine Gräfinn! das iſt die Sprache des Herzens. Ich wünſche nun nicht länger zurückhaltend zu ſeyn, als Gatte mit Ihnen glücklich zu leben.

Das iſt nicht möglich.

Warum?

Ich habe ja noch einen Gemal.

Können Sie hoffen, daß er je wieder unter ſolche Umſtände kommen wird, daß er eine Gemalinn Standesmäßig erhalten kann?

Das kann man nicht wiſſen.

Ich zweifle faſt.

Wenn dies auch nicht wäre, ſo lebt er ja doch noch?

Das hat nichts zu bedeuten, Sie können ſich von ihm ſcheiden laſſen. Noch mehr, ich verſpreche Ihnen, wenn Sie ſich dazu entſchlieſſen, in Wien beſtändig zu bleiben. Wie, beſte Gräfinn?

Dies ſchmeichelte ihr, da ſie zweifelte, ihren Gemal jemals wiederzuſehen. Sie bat ſich alſo Bedenkzeit aus, und ſchrieb folgenden Brief an ihn:

Mein theurer Gemal!

Die Noth hat mich gezwungen, von Paris mit dem Herrn Baron von Waren nach Amſterdam zu reiſen. Er hat verſprochen, mich, nach ſeinen beendigten Geſchäften, nach Wien zu bringen. In ſeinem Hauſe halte ich mich jetzt auf. Er hat mir ſeine Abſicht, ſich mit mir zu verbinden, entdeckt. Dieſen Schritt, ſo ungern ich ihn auch thue, zwingt mir meine jetzige traurige Lage ab; denn vielleicht nehmen ſich nun meine ehemaligen Pflegeältern meiner nicht mehr an, und Deine Vermögensumſtände? — ach Gott, wenn ich daran denke, ſo bricht mir mein Herz. Doch, das iſt nicht zu ändern. Erlaubſt Du es alſo, daß ich den Baron zu meinem Gatten wählen darf, ſo melde mir's. Uebrigens rufe ich Himmel und Erde zu Zeugen an! Dich liebe ich, weil ich lebe, zärtlich.

Ferdinandine.

N. S.

Haſt Du noch einige Liebe für mich und für Dein eignes Glück, ſo ſuche die Freundſchaft des Lords G. Er liebt Dich als Vater.

Sechs Wochen vergiengen, ehe darauf eine Antwort erfolgte. Endlich ſchrieb Graf von Molten:

Meine Beſte!

Dein Brief hat mir viele Thränen erpreßt. Ich liebe Dich zärtlich, und doch bin ich leider durch meine eigene Schuld, in ſolche Umſtände geſetzt worden, die mir nicht erlauben, eine Gattinn, meinem Stande gemäß, zu unterhalten. Gott? Wie? mein ſo anſehnliches Vermögen? O, meine Theure! ich geſtehe es offenherzig, geraſet habe ich. Was bleibt mir nun noch übrig? Ich ſehe ſchon in die traurigſten Gegenden der Zukunft. Ich habe Dich unglücklich gemacht. Könnte ich Dich doch an der Seite eines beſſern Gatten, als ich geweſen bin, wieder glücklich ſehen! Gern wollte ich alle Leiden ertragen. Wähle Dir alſo einen andern Gemal, aber wähle glücklich! Gott entſchädige Dich für alle die bey mir verlebten traurigen Tage, und laſſe Dich die beſten Reitze des Lebens ſo genieſſen, wie es Dein fürtrefliches Herz verdient, und ich Dir von ganzem Herzen wünſche! Liebe mich nur wenigſtens noch als Deinen Freund, und vergieb mir. Mehr läßt mich die Wehmuth nicht ſchreiben. Dir gehe es wohl! Adieu meine Beſte!

Graf von Molten.

Wer

Wer war nun zufriedner, als der Baron von Waren! Er wollte ohne Verzug die zur Vermählung nöthigen Anstalten machen; allein Ferdinandine fand noch die Schwierigkeit dabey, daß sie erst die Einwilligung ihrer Pflegeältern haben müßte. Ohnerachtet ihm dieses sehr mangenehm war, so mußte er es sich doch gefallen lassen. Sie schrieb also an die Gräfinn von Franholm.

Gute Mutter!

Ich habe meinen Gatten verlassen müssen. Von London begab ich mich nach Paris, und glaubte in dem Hause Ihres Herrn Vaters einen Zufluchts-Ort zu finden; allein leider! hatte man ihm von meiner Aufführung falsche Nachrichten hinterbracht; drum nahm er sich meiner auch nicht an. Ein gewisser Baron von Waren ward durch die Erzählung meiner Schicksale gerührt, und offerirte sich, mich nach Wien zu begleiten. Die Noth zwang mich, diese Offerte anzunehmen, und alle meiner Ehre nachtheilige Gefahren zu verachten. Bis Amsterdam, dahin er, seiner Geschäfte wegen, reiste, hat er mich glücklich gebracht. Hier halte ich mich schon seit zehn Wochen in seinem Hause auf. Er machte mir seine Neigung zu mir bekannt, und äusserte den Wunsch, sich mit mir zu vermählen. Seinem Verlangen gemäß meldete ich dieses meinem Gatten, dessen Gesinnungen Sie aus inn-

liegenden

liegenden Briefe erſehen werden. Was rathen Sie, beſte Mutter? Schenken Sie mir Ihre Einwilligung hierzu? Ich bitte mir dieſerwegen ſo bald als möglich eine geneigte Antwort aus. Ihr gütiger Rath wird mir heilig ſeyn. Empfehlen Sie mich Ihrem Herrn Gemal und meinem Vater beſtens. Vielleicht habe ich nun bald wieder die Ehre, Sie zu ſehen, und von meiner kindlichen Ehrfurcht zu verſichern.

Ferdinandine.

Dieſen Brief las der Baron von Waren. Er ſchien nicht völlig nach ſeinem Geſchmack eingerichtet zu ſeyn, weil Ferdinandine in ſelbigem nichts von Achtung und Liebe, die ſie gegen ihn habe, erwähnt hätte. Doch er ward auf die Poſt gegeben, und kurz darauf folgte die Antwort:

Liebſte Ferdinandine!

Dein Schickſal hat mir ſchon mein Vater aus Paris gemeldet, und mir von Dir ein ſehr ſchlechtes Gemälde gemacht. Ich kannte Dein Herz, und hielt dieſe Nachrichten für falſch und erdichtet. Ich fürchte auch noch bis jetzt nicht, mich in meiner Muthmaßung geirrt zu haben. Du verlangſt meine Einwilligung zu einer Verbindung mit dem Baron von Waren. Ich kann Dir zu nichts rathen, da ich dieſen Herrn nicht kenne. Bitte

ihn,

" ihn, daß er Dich nach Wien begleitet, dann soll er meinen und meines Mannes Entschluß bald erfahren. Dabey bleibt es. Mein Gatte und Dein Vater empfehlen sich

Gräfinn von Franholm.

Ferdinandine zeigte dem Baron diesen Brief. Er las ihn und versprach ihr, die Reise nach Wien nun nicht länger mehr aufzuschieben. Dies geschahe auch nach vier Tagen darauf. Nun bekam Ferdinandine wieder neuen Muth, und die Hofnung, ihre Pflegeältern bald wieder zu sehen, erfüllte ihr Herz mit Freude. So vergnügt sie über diese Reise angetreten hatte, so traurig war es für sie, da sie plötzlich von einer Krankheit überfallen wurde, welche machte, daß sie vierzehn Tage länger unterwegs bleiben mußten. Hier bewies der Baron viel Rechtschaffenheit, und die Gräfinn gestand ihm offenherzig: hätte sie ihn nicht vorher schon geliebt, so würde sie sein gegen sie in ihrer Krankheit bewiesenes gutes Herz zur Liebe gereitzt haben. Sie ward wieder gesund. Die Reise wurde nun beschleunigt, sie kamen in Wien glücklich an. Der Graf und die Gräfinn von Franholm freueten sich unendlich, ihre Tochter einmal wieder zu sehen. Der Bären von Waren hatte das Glück, ihnen gleich bey dem ersten Anblick zu gefallen. Doch schenkten sie ihm noch nicht ihr ganzes Zutraun, sondern suchten erst mit seinem

Cha-

Charackter und Glücksumſtänden bekannt zu werden. Der Graf merkte in ſeinen Geſprächen einige Widerſprüche, und ward deswegen gegen ihn mißtrauiſch. Seine Gemalinn machte nach und nach gleiche Bemerkungen. Auf dieſe Art widerriethen ſie Ferdinandinen eine Verbindung mit ihm. Sie folgte dem Rathe ihrer Aeltern, und der Baron von Waren mußte mit dem wärmſten Dank, den ſie ihm für die ihr erzeigte Geneigtheit entrichtete, zufrieden ſeyn, und ſeine ſüßen Hofnungen aufgeben. Auch dieſe Rolle war glücklich geſpielt. Nun den Vorhang zu? Nein, noch nicht.

Durch die mancherley traurigen Schickſale, Kränkungen und Unruhen hatte Ferdinandinens Geſundheit ſehr gelitten. Die Aerzte riethen ihr daher an, einer Brunnenkur ſich zu bedienen. Vor der Stadt hatten ihre Pflegeältern einen ſchönen Garten. Dahin fuhr ſie mit ihrer Kammerfrau alle Tage, und Mittags ſpeiſten der Graf und die Gräfinn von Franholm in ſelbigem. Sieben Tage waren auf dieſe Art verfloſſen, da kamen ſie auch, wie gewöhnlich, ihre Pflegetochter zu beſuchen. Sie pflegte ihnen allemal entgegen zu kommen, und ſie in der Allee vor dem Garten zu empfangen. Diesmal machte ſie eine Ausnahme. Nochmehr, ſie ſuchten ſie auch vergebens in dem Garten, und vermißten nicht minder ihre Kammerfrau. Welche Beſtürzung für den Grafen und ſeine Gemalinn. Die Kammerfrau kam wieder,

der, und hatte sie nirgends finden können. Wie, wenn der Baron von Waren sich noch in Wien aufgehalten? Wie, wenn er aus Rache eine Entführung gewagt hätte? Jenes ward bald entdeckt, dann hielt man auch dieses für eine gewisse Folge davon. Der Graf wußte sich nicht anders zu helfen, als daß er nach Amsterdam an einen Freund schrieb, und sich nach dem Baron von Waren erkundigte. Von daher bekam er die unangenehme Nachricht: „daß der, welcher sich einige Zeit, unter dem Namen „eines Barons von Waren, in Amsterdam aufge„halten habe, vermuthlich ein Betrüger und lüderli„cher Mensch sey, der sein Glück durch das Spielen „zu machen suche, und sich nicht mehr daselbst befinde." Was war nun zuverläßiger, als daß sich Ferdinandine in den Händen dieses Niederträchtigen befinde? Ihr armer alter Vater grämte sich darüber, und zog sich die Beraubung seiner Tochter so sehr zu Gemüthe, daß er kurz darauf in eine Art von Wahnsinn fiel, und in das dasige Waysenhauß gebracht werden mußte. Die Gräfinn von Franholm, welche alle Hofnung, ihre liebe Pflegetochter je wiederzusehen, aufgab, starb nach Verfluß eines halben Jahres vor Kummer. Ihr Gemal fühlte diesen Todesfall doppelt, weil er auch Ferdinandinens beraubt war. Lange blieb er untröstlich; denn er und alle in Wien glaubten nun zuverläßig, daß Ferdinandine in den Händen des grausamen Baron

von Waren ſey, und gewis nie wieder an die Rückkehr in ihr Vaterland denken könne. So vergingen zwey Jahre. Unvermuthet bekam der Graf einen Brief, deſſen Adreſſe an ſeine verſtorbene Gemalinn gerichtet war. Er erbrach ihn voll Erwartung, und ſahe gleich nach der Unterſchrift — Surinam — Ferdinandine — wie? — er las

Meine beſte Mutter!

Noch lebe ich, ohnerachtet Sie mich vielleicht ſchon längſt für todt gehalten haben. Meine traurigen Schickſale kann ich Ihnen jetzt nicht erzählen; nur ſo viel melde ich Ihnen: Der Baron von Waren hat mich mit Liſt durch Hülfe einer Perſon, deren Namen ich mit gutem Bedachte verſchweige, entführt. Seine Abſicht war, mich nach Surinam zu bringen, um mich zur Heyrath zu zwingen. Er hat ſie aber nicht erreicht. Zwar bin ich in Surinam, aber nicht bey ihm, nein — ſollten Sie das wohl glauben? — bey meinem lieben Bruder. Noch mehr, dieſer hat mir verſprochen, mich, ſo bald es ſeine Geſchäfte erlauben, nach Wien zurückzubringen. Ach Gott, gute Mutter wie iſt mir's gegangen! Doch — ich habe nun Hofnung, Sie bald wieder zu ſehen. Das iſt die beſte Schadloshaltung für alle meine vorigen Tage der Noth. Alſo, wenigſtens binnen hier und einem halben Jahre, ſehe ich Sie, Ihren Herrn Gemal, und

meinen Vater, denen ich mich beſtens empfehle. Bis dahin erhalte Sie Gott geſund! Beten Sie für mich. Ich bin ewig

Ihre

Ferdinandine.

Unbeſchreiblich war die Freude, die der Graf über dieſen Brief empfand. Er ſahe nun ſchon mit Ungeduld dem Tage entgegen, an welchem Ferdinandine ankommen würde. Er kam dieſer glückliche Tag, nachdem der Graf drey Viertel Jahre umſonſt gehoft hatte. Er ſaß eben bey Tiſche, da trat Ferdinandine mit ihrem Bruder ins Zimmer. Welch' eine angenehme Ueberraſchung! Sie umarmte ihren Pflegevater lange mit Freuden-Thränen, dieſe verwandelten ſich aber bald in Thränen des Jammers, als ſie die Nachricht von dem Tode der Gräfinn hörte. Noch mehr vergrößert wurde ihre und ihres Bruders Betrübnis, als ſie erfuhren, daß ihr Vater wahnſinnig geworden, und ſich im Wayſenhauſe aufhalte. Gleich den Tag nach ihrer Ankunft fuhren die ſich zärtlich liebende Geſchwiſter, nebſt dem Grafen ins Wayſenhaus. Kaum erblickte der alte Vater Ferdinandinen, ſo heiterte ſich ſein Geſicht auf. Sie eilte auf ihn zu, umarmte ihn, zeigte ihm ſeinen Sohn, der ihn gleichfals zärtlich küßte. Er war vor Freuden ganz betäubt, und ſprach kein Wort. Ferdinandine bat um Erlaubnis, ihn in ihrem

Wagen

Wagen mit nach Hauſe nehmen zu dürfen. Das geſchahe, und durch Hülfe der Aerzte wurde dieſer ehrwürdige Alte völlig wiederhergeſtellt, und genos aufs neue das Glück, ſeine beyden Kinder zu ſehen. Nichts wünſchte nun der Graf von Franholm mehr, als Ferdinandinens Schickſale zu erfahren. Sie verſprach, dies am künftigen Tage zu thun, und erzählte hierauf alſo:

Ich ging, nachdem ich meinen Brunnen getrunken hatte, und mit meiner Toilette fertig war, ſpatzieren. Wie ich mich der Hinterthür näherte, erblickte ich meine ehemalige Gouvernante, die Madame Robert. Dieſe überredete mich, mit ihr eine Promenade auſſerhalb des Gartens zu machen. Ich folgte ihr, wir entfernten uns, unter mancherley Geſprächen, beynahe eine halbe Stunde weit vom Garten. Plötzlich kam da auf uns zu eine Kutſche mit vier Pferden — o Gott! — wer war's anders, als der Baron von Waren? dieſer forderte mich zu einer Promenade liebreich auf; ich ſchlug's ihm ab; er zwang mich, in ſeiner Geſellſchaft mit ihm zu reiſen. Ich warf mich zu ſeinen Füßen, und bat ihn mit Thränen. Das half nichts, man hob mich in den Wagen, ich mochte auch weinen und ſchreyen, wie ich wollte. So fuhr ich mit dieſem Barbaren fort, aber mit dem Vorſatz, eher mein Leben aufzuopfern, als in ſeine

Abſicht zu willigen. Er brauchte alle nur mögliche Vorſtellungen, mich zu einer Verbindung mit ihm zu überreden; allein ich verſicherte ihn, daß er nun zumal, da er mich meinen Aeltern entführt hätte, nie ſeine Abſicht erreichen würde. So kamen wir in kurzer Zeit (in wie vielen Tagen, weiß ich nicht, denn es war alles in und auſſer mir Nacht) nach Amſterdam. Hier hielten wir uns nur einen Tag auf, an welchem ich von ſeinen Bedienten genau bewacht wurde, weil er mir nicht trauete. Den Tag darauf gingen wir zu Schiffe, wohin? — das wußte Gott, ich nicht. Mein Glück war's, daß ein Kaufmann nebſt ſeiner Frau mit auf dem Schiffe war. Ich verſicherte mich bald ihrer Liebe, und erhielt ihr ganzes Zutrauen. Ich machte alſo gegen ſie aus meinen traurigen Schickſalen kein Geheimniß, und ſchüttete mein ganzes Herz gegen ſie aus, nur daß ich ihr meinen Stand und Namen des Vaters verſchwieg. Mein Schickſal rührte ſie ſo, daß ſie mir verſprach, ſich meiner anzunehmen, und wenn ich mit nach Surinam reiſen wollte, mir Gelegenheit in mein Vaterland zu verſchaffen. Der Baron von Waren lies über die allzugroſſe Vertraulichkeit mit der Kaufmannsfrau ſein Misfallen merken; allein ich kehrte mich daran nicht, ſondern hielt mich immer zu ihr. Von ihr erfuhr ich auch, daß er ein wahrer Avanturier ſey, und ſich oft drey bis vier Jahre von den Seinigen

nigen entferne, in fremden Ländern herumſchweife, und durchs Spiel ſein Glück ſuche. Nun empörte ſich mein ganzes Herz wider ihn, und ich vertrauete mich meiner guten Freundinn immermehr. So kamen wir endlich, unter ſo mancherley drohenden Gefahren, die ich jetzt übergehe, in Surinam an. Was ſollte ich nun thun? Der Kaufmann und ſeine Frau warnten mich vor Waren, und ſchlugen mir vor, mich in ihrer Behauſung aufzunehmen, und mir mit Vergnügen den nöthigen Unterhalt zu geben. Dieſe Offerte nahm ich an; allein in welche Wuth gerieth nicht der Baron? Mit Gewalt wollte er mich aus den Armen meiner Freundinn reiſſen, ihr Gemal aber eilte mir zu Hülfe, und durch ihn wurde ich errettet. Zum Glück für mich wohnte mein Entführer nicht in Surinam, ſondern in Paramairamba. Der Kaufmann wollte ihn zwar, ſeines ſchlechten Verhaltens wegen, bey dem Gouverneur (der ſo wohl in bürgerlichen als Kriegs-Sachen eine unumſchränkte Gewalt ausübt) verklagen; allein ich hintertrieb es, um ſeiner Rache keine neue Gelegenheit zu verſchaffen. Mein gütiger Wirth und deſſen Gattinn bewieſen gegen mich alle nur mögliche Sorgfalt. Er gehörte zu den Pflanzern und Handelsleuten dieſes Orts, die unter dem Namen der Geſellſchaft von Surinam bekannt ſind, und hatte zwey ſehr einträgliche Zukkerplantagen, deren eine ſich auf drey, die andere

vier Stunden weit erſtreckte. Hierzu unterhielt er vierhundert Sclaven. O die armen Leute, wie haben mich die gedauert! und doch habe ich mich über ſie gewundert, daß ſie, bey aller ihrer ſauern Arbeit, vergnügt und luſtig ſeyn konnten. Oft habe ich ihren beſchwerlichen Verrichtungen, und bisweilen traurigen Mishandlungen zugeſehen, und gewünſcht, ihr Schickſal erleichtern zu können. Das vorzüglichſte und unerwarteſte, das ich hier antraf, war eine Lutheriſche Kirche, die beſuchte ich ſehr oft, erbauete mich und dankte da Gott für ſeine ſo auſſerordentlichen und wunderbaren Führungen; allein, die guten Tage, die ich in dem Hauſe des Kaufmanns hatte, dauerten nicht länger, als ein halbes Jahr; denn ſeine Gattinn fing nach und nach an, mißtrauiſch gegen mich zu werden, und entzog mir ihre Freundſchaft. Ich fragte oft nach der Urſache ihrer Gleichgültigkeit gegen mich, konnte ſie aber lange nicht erfahren, bis ich ſelbſt auf die Vermuthung kam, daß ſie im höchſten Grade eyferſüchtig ſey. Es iſt wahr, ich geſtehe es offenherzig, ich hatte das Glück, dem Kaufmann zu gefallen; das muß ich ihm aber zum Ruhme nachſagen, nie hat er mir einige Niederträchtigkeit zugemuthet. Kurz, ich mußte, ohne meine Schuld, die Friedensſtöhrerinn in dieſer vergnügten Ehe werden, und meine ſonſtige Freundinn ruhete nicht eher, bis mir ihr Gemal ankündigte, ſein Haus zu verlaſſen.

laſſen. Hier war ich in der traurigſten Lage, in der ich in meinem Leben geweſen bin. Es half kein Bitten, er hätte mich gern länger in ſeinem Hauſe gelitten; allein was vermag nicht ein aufgebrachtes Weib? Ich wußte mir nicht zu helfen und zu rathen, endlich fiel ich auf folgenden Verſuch: Des daſigen Gouverneurs Rechtſchaffenheit und edle Denkungsart hatte ich rühmen hören und ſeine Gemalinn war als die fürtreflichſte Frau bekannt. Zu dieſer wendete ich mich, erzählte ihr meine gehabten Fatalitäten, und bat ſie auf den Knien, ſich meiner zu erbarmen. Wer konnte es ihr verdenken, daß ſie ein Mistrauen in mich ſetzte? Sie lies deswegen den Kaufmann kommen, der die Wahrheit meiner Ausſage beſtärkte. Nun erſt nahm ſie mich auf, und würdigte mich der Ehre, ihre Geſellſchafterinn zu werden. Sie und ihr Gemal waren ſchon ſehr alt, und im höchſten Grade wunderlich. Ich hatte das Glück, mich in ſie ſchicken zu lernen; auf dieſe Art erhielt ich ihre Gewogenheit. Niemand von dem ganz mäßigen Hofe hatte meine Aufmerkſamkeit ſo ſehr auf ſich gezogen, als der Sekretär des Gouverneurs. Gleich von dem erſten Augenblick an, fiel mir ſeine ganze Geſichtsbildung ſo auf, daß ich die Gemalinn des Gouverneurs, nach der Tafel dieſerwegen fragte. Seine ſchönen, ſchwarzen und unerhört langen Augenbraunen machten jetzt in mir das ganze Bild

meines Bruders lebhaft. Aber deswegen zu träumen, daß dieses mein Bruder sey — lies ich mir nicht in Sinn kommen. Ich wurde nach und nach näher mit ihm bekannt, und weil ihn seine Herrschaft schätzte, suchte ich auch selbst seinen Umgang. Sein Name war Degen, aus Westphalen gebürtig. So viel hatte ich theils von meiner Prinzipalinn, theils von ihm selbst erfahren. Einstmals wurde bey der Tafel von vielen seltsamen Namen gesprochen. Der Gouverneur hatte den meinigen zwar sehr oft gehört, konnte ihn aber nicht merken, ich sagte ihm also, daß ich eine gebohrne Schwerdfeger wäre. So sehr er darüber lachte, so sehr schien der Sekretär darüber zu erschrecken. Noch mehr, da er über meinen und des Sekretärs Namen Anmerkungen machte, und beyde als Geschwister erklärte, so erröthete er nicht weniger darüber, als ich muß errröthet gewesen seyn. Das machte mich immer aufmerksamer. Doch so sehr sich auch meine Neugier regte, so bemühete ich mich doch, selbige zu unterdrücken, und vielmehr aufmerksam auf ihn zu seyn. Er suchte sehr eyfrig meine Gesellschaft, und ich verschafte ihm natürlicher Weise immer Gelegenheit dazu. Nach nichts frug er so ängstlich, als nach meinem Vater. Einige Zeit lang hatte ich meinen Spaß mit ihm, und gab ihm auf seine Frage keine bestimmte Antwort, endlich sagte ich's ihm gerade heraus, daß mein

Vater

Vater ein Advokat aus W — — sey, sich aber jetzt in Wien aufhalte; hierauf erkundigte er sich auch: ob ich nicht noch mehrere Geschwister hätte? auf meine Antwort: ja, noch einen Bruder, dessen Aufenthalt ich nicht weiß — fiel er mir um den Hals — hier ist dein Bruder! Stellen Sie sich, gnädger Vater! diese Freude vor. Ich konnte sie meiner guten Herrschaft nicht verbergen, nein, meinen Bruder an der Hand — so gingen wir in ihr Zimmer. Der Gouverneur ward nebst seiner Gemalinn, vor Verwunderung über eine solche seltsame Erscheinung, ganz ausser sich, und nahmen, da ich ihnen die Geschichte erzählte, an unserer beyderseitigen Freude den vollkommensten Antheil. Nun hatte ich meinen Bruder; dadurch aber war mein Wunsch nicht ganz befriedigt, ich suchte auch dieses Glück in meinem Vaterlande zu geniessen. Der Posten meines Bruders war so einträglich, daß er sich von seinem Gehalte etwas hatte zurücklegen können, er war also leicht im Stande, auf seine Kosten mich nach Wien wieder zu bringen. Das war auch sein Wille; allein er wagte es nicht, seinen Prinzipal dieserwegen zu befragen. Ich faßte also Muth, und bat mit Thränen um meines Bruders Dimißion. So ungern er ihn auch seines Dienstes entlies, weil er ihn gut brauchen konnte: so erhörte er doch mein Bitten, unter der Bedingung, wenn er einen andern brauchbaren Menschen

an ſeine Stelle haben würde. Mein Bruder gab ſich alle nur erſinnliche Mühe, es glückte ihm auch; denn er verſchafte ſeinem Prinzipal einen andern Sekretär, mit dem er völlig zufrieden ſeyn konnte. Hierauf empfahlen wir uns unſern beyderſeitigen Wohlthätern, und traten unſere Reiſe an.

Sehn Sie, gnädger Vater! auf dieſe Art hat Ihnen der Himmel, nach ſo vielen Fatalitäten, ihre Pflegetochter wieder zugeführt. Hier iſt mein Bruder! Theilen Sie nun Ihre Liebe zwiſchen ihm und mir!

Der Graf von Franholm, den dieſe Geſchichte äuſſerſt rührte, verſprach nicht nur, ſich ihrer nach wie vor anzunehmen, ſondern auch für das Glück ihres Bruders zu ſorgen. Er hielt Wort. Ferdinandine beſorgte nun, wie zuvor, das Hausweſen des Grafen; allein auch wie zuvor zeigten ſich deſſelben Geſinnungen gegen ſie. Kaum waren vier Wochen verfloſſen: ſo brauchte er Ernſt.

Meine beſte Ferdinandine! ſprach er, meine Liebe zu dir, iſt durch die Länge der Zeit nicht verringert worden, das kann ich dir verſichern.

Das iſt mir ſehr angenehm, gnädger Vater! und dieſerwegen ſchätze ich mich glücklich.

Gut — aber meine Anſprüche auf dein Herz ſind auch noch die vorigen.

Und meine Einwendungen noch die alten.

Das ist mir nicht lieb, ich wünschte, daß du deine Gesinnungen geändert hättest.

Meine Gesinnungen sind sehr gut und gewis rechtschaffen, denn ich verehre sie, weil ich lebe, als meinen Vater.

Das glaube ich dir ohne Betheurung, ich wünschte aber, daß du mich künftig als deinen Gatten lieben möchtest. Wie beste Ferdinandine?

Gesetzt auch, guter Vater! ich wollte meine ehemaligen Einwendungen aufgeben: so erlauben Sie mir, Ihnen eine andere zu machen: Ich habe so mancherley Schicksale gehabt, und bin in Gesellschaft junger Mannspersonen so vielmal gereist. Ich weiß, was die Welt von einer jungen Dame unter solchen Umständen urtheilt. Was würde man in Wien von Ihnen denken, wenn sie eine solche Person unter diesen Umständen, unter den ich gewesen bin, heyratheten?

Eher hätte ich mir des Himmels Einfall vermuthet, als diese Einwendung. Nein, meine beste Ferdinandine! ich und alle Rechtschaffene in Wien kennen dein Herz viel zu gut, als daß wir ein Mißtrauen in deine gute Aufführung, auch bey den größten Versuchungen, setzen sollten. Deswegen fürchte nichts.

Aber in Zukunft — könnte es nicht vielleicht Sie gereuen?

Nein, nein, das schwöhre ich dir zu, und mein Herz ist Bürge.

Alſo, das letztemal: guter Vater! — nun übergebe ich Ihnen, als meinem künftigen Gemal, mein Herz und Hand, und schwöhre Ihnen die Treue zu.

O Gott! beſte Ferdinandine! wie glücklich machst du mich! Glücklich sollst du auch an meiner Seite leben!

Ihr Bruder bezeigte Luſt, Frankreich und Engeland zu sehen. Der Graf genehmigte dies, und gab ihm Geld, diese Reise machen zu können. Darüber war er voll Freude, wartete nicht einmal den bevorstehenden Vermälungs-Tag seiner Schweſter ab, sondern verabschiedete sich unter vielen Thränen, die auf beyden Seiten Folgen der zärtlichen Liebe waren. Mitten unter allen den Anſtalten, die zu der künftigen Vermälung gemacht wurden, herrschten in Wien die hitzigen Fieber. Die Reihe kam auch an Ferdinandinen. Vier Wochen lang befand sie sich äuſſerſt krank, und war oft dem Tode nahe; doch, da man an ihr einige Zeichen der baldigen Genesung gewahr wurde, so traf dieſes Schickſal den Grafen. Kaum hatte er einige Tage auf seinem Krankenlager zugebracht, so hatte er Ahndungen des Todes, und ver-

Die letztemahl: guter Vater!

vermachte in einem Teſtamente Ferdinandinen ſein ganzes Vermögen. Er irrte ſich auch nicht in ſeinen Vermuthungen; denn bald darauf verfiel er in die gröſſte Hitze, die ihn ſeines Verſtandes ſo beraubte, daß er in völliger Raſerey ſeinen Geiſt aufgab. Ein neues für Ferdinandinen trauriges Schickſal, auf welches ſie aber ihre ehemaligen unglücklichen Schickſale ſo vorbereitet hatten, daß ſie es mit gröſter Standhaftigkeit ertrug. Ihre Geſundheit ward nach und nach völlig wieder hergeſtellt, und durch den Tod ihres Verlobten war ſie nun in dem Beſitz eines auſſerordentlichen Vermögens, davon ſie, aus edeln Trieben der Dankbarkeit für die erhaltene Geſundheit, einen groſſen Theil zum Nutzen ihrer armen unglücklichen Nebenmenſchen mit Vergnügen aufopferte; allein in Wien gefiel es ihr nicht mehr. Sie wünſchte vielmehr, ihre gute Freundinn die Frau von V.. in der Nähe zu haben, und entſchloß ſich, in den Hannöveriſchen Landen ein Gut zu kaufen. Die Frau von V.. that ihr einen Vorſchlag. Sie kaufte das Gut in W —— —— verließ Wien, und begab ſich dahin, um ihr zeitheriges unruhiges Leben in Ruhe zuzubringen. Hier lebte ſie mit ihrem Vater ſehr vergnügt. Ihre Unterthanen verehrten ſie als Mutter, und beteten ſie, wegen ihrer Herablaſſung und guten Geſinnungen, beynahe an. Ihr einziger Wunſch war von jeher geweſen, Kinder armer Aeltern glücklich zu machen, weil ihr jederzeit das

Glück.

Glück, das sie durch die Vorsorge ihrer verstorbenen Pflegeältern gehabt, in lebhaften Andenken war, Hier in W — — blieb sie diesem Entschluß treu, nahm eines armen Bauern Tochter zu sich in ihr Haus, und sorgte für sie und ihre Erziehung als Mutter. So vergieng ein ganzes Jahr vergnügt und glücklich. Ehe ich nun weiter fortfahre, meinen Lesern die fernern Schicksale Ferdinandinens bekannt zu machen, muß ich hier zuvor etwas von dem Grafen von Rolten, ihrem ehemaligen Gatten, einschalten.

Während dieses Zeitraums hatte er seinen Gesandschafts-Posten in London niedergelegt, und durch sein verschwenderisches Leben war er in die traurigsten Umstände versetzt worden. Lord G. . war seit seines Aufenthalts in London einer seiner vertrautesten Freunde gewesen, und dieser war auch der einzige, der sich seiner annahm, ihn in seinem Hause unterstützte, und vor dem Schimpfe des Bettelstabs in Sicherheit setzte. Er versprach, bey schicklicher Gelegenheit, für ihn zu sorgen, und ihm, durch seine Vermittelung, einen anständigen Posten zu verschaffen. Er hielt auch Wort, und half ihm im Jahr 1776 zu einer Kapitänstelle in Gibraltar. Wer war hierüber vergnügter, als Graf Rolten! Sein voriges trauriges Schicksal hatte seinen Character ganz umgestimmt: er war gesetzter geworden, und hatte

den

den Ausschweifungen der Jugend entsagt, kurz, er war sich nicht mehr gleich. Der rechtschaffne Gouverneur von Gibraltar Elliot gewann ihn bald lieb, weil er, als einer der größten Ingenieurs unsrer Zeiten, an ihm viel Geschicklichkeit in dieser Kunst antraf, und seine mit großem Verstand begleiteten Unterhaltungen gefielen ihm ausserordentlich. Als er sich einstmals, in Gesellschaft vieler andrer, an der Tafel des Gouverneurs befand, sprach man von den Wapen und deren Eintheilung. Man könnte auch in der Heraldick, sagte von Nolten, ein besonderes Kapitel von den prophetischen Wapen machen. Was, sagte Elliot, prophetische Wapen? Etwas neues, das ich nicht verstehe. Ein prophetisches Wapen nenne ich dasjenige, erwiederte von Nolten, welches so beschaffen ist, daß es die Thaten desjenigen, der es führt, vorher verkündigt. Elliot lachte darüber und bat, dies an einem Beyspiele zu zeigen. Gut, sagte Nolten, so erlauben Sie mir, die Anwendung auf ihr Wapen zu machen. Ehedem führten Sie einen goldnen Stock im blauen Felde; als einer Ihrer Anherren, bey der Landung Wilhelms, Königs von Engeland sein Schwert zog, und bey der Ehre eines Ritters schwor, daß er bis auf seinen letzten Blutstropfen das Recht seines Herrn an dieses Land behaupten wollte: so zierte Wilhelm sein Wapen, das nun auch das Ihrige ist, mit einem Arm, der ein Schwert hält, und dem Motto:

Per

Per-Saxa, per ignes fortiter et recte! Trift das nicht völlig bey Ihnen ein? Unter dem erſten verſtehe ich Gibraltar, unter dem zweyten das Feuer der feindlichen Kanonen, dem vielleicht einmal unſre Veſtung ausgeſetzt werden kann, und das letzte kündigt den Sieg vorher, den Sie mit Glück über Ihre Feinde davontragen werden. Dieſer Einfall gefiel Elliot auſſerordentlich, er lachte darüber und ſagte: Gott gebe, daß dieſe Erklärung meines Wapens in Erfüllung gehe! So nutzte von Nolten jede Gelegenheit, ſich der Gewogenheit des Gouverneur zu verſichern. Es glückte ihm auch; denn Elliot hielt ihn für einen ſehr brauchbaren Mann, drum ſchätzte er ihn immer höher. Kurz Graf von Nolten lebte als Kapitän in Gibraltar weit glücklicher als ehedem, und ſahe nun hinlänglich ein, daß man, um glücklich und vergnügt zu leben, nicht nöthig habe reich zu ſeyn, und daß man, bey einem guten Zeugniß des Herzens, auch in einem Felſen zufrieden, und, bey einem aufgeklärten Verſtande, in einer Wüſte ſich ſelbſt eine Welt ſeyn kann; nichts aber ſtöhrte ſeine Ruhe, als der Vorwurf, den er ſich ſelbſt, in Abſicht des Verhaltens gegen ſeine ehemalige Gattinn machte. Seine Liebe zu ihr war, ſeit der Zeit er zur Erkenntniß ſeiner Fehler gekommen, weit ſtärker als zuvor. Jetzt glaubte er erſt an ihrer Seite, als ihr würdiger Gemal, glücklich leben zu können; allein dazu war alle Hoffnung verſchwunden; denn, da er von Zeit zu

Zeit

Zeit von seinem Freunde in Wien, dem Baron von S.. von Ferdinandinens Schicksalen Nachricht erhalten hatte, so war es ein Donnerschlag für sein Herz, als er in einem Briefe von gedachtem Baron lesen mußte: „geben Sie mein Freund die Hoffnung, „in Absicht Ferdinandinens, völlig auf. Es „ist richtig, der Graf von Franholm hat über „ihr Herz gesiegt. Nächstens wird die Vermälung „vor sich gehen." Hier quälten ihn die stärksten Vorwürfe, und er war in der That der Verzweiflung nahe; allein nicht lange darauf heiterte folgender Brief von dem Baron sein ganz niedergeschlagnes Herz auf.

„Mein Bester!

„So sehr Sie vielleicht mein letzter Brief betrübt hat; so sehr muß Sie der jetzge erfreuen. „Ferdinandine ist wieder frey. Gestern starb „ihr Verlobter, der Graf von Franholm, an „einem hitzigen Fieber. Machen Sie ja von dieser „Gelegenheit Gebrauch. Schreiben Sie, gleich „nach Empfang dieses Briefs, an sie, und machen „Sie einen Versuch. Daß sie Sie noch sehr liebt, „weiß ich zuverläßig, und daß ihr Entschluß, sich „mit dem Grafen von Franholm zu vermälen, „von der traurigem Lage, in der sie sich befand, „hergerührt, ist ausser allem Zweifel. Der ver„storbene Graf hat ihr sein ganzes Vermögen ver„macht. Vergessen Sie aber ja nicht, ihr zu sa-

„gen, daß Sie Ihre vorige Lebensart geändert, „und sich ganz umnatürt hätten. Ich wette um „alles in der Welt, Sie sind glücklich. Das „wünsche ich und erwarte baldige Antwort.

Baron von S."

Graf von Nolten säumte nicht, der Stimme seines Freundes zu folgen, schrieb sogleich an Ferdinandinen, und schickte den Brief an den Baron von S.. mit der Bitte, ihn selbst zu überbringen. Ohne Verzug trat er die Reise nach W —— an. Was für eine seltsame Erscheinung war er für Ferdinandinen, da sie in Wien wenig Bekanntschaft mit ihm gehabt hatte! Noch größer aber war ihr Erstaunen, als er ihr ein Kompliment von ihrem ehemaligen Gemal brachte, ihr dessen Schicksale erzählte, und folgenden Brief übergab. Voll Erwartung erbrach sie ihn und las:

Meine Beste!

„Darf ich es wagen, an Sie zu schreiben. Verabscheuen Sie den Namen Nolten? Recht haben Sie; denn ich bin die Ursache aller der traurigen Schicksale, die Sie erlebt haben. Ach Gott! meine Ausschweifungen! Wie sehr empörte sich mein Herz bey dem ersten Versuche derselben, aber leider wie bald ward es ohne Vorwurf daran gewöhnt! Tous les premiers forfaits coutent quelques efforts, Mais, Attale, on commet les seconds sans remords.

Die

Die Wahrheit hiervon beſtätigt mein trauriges Beyſpiel. Sie und mich habe ich unglücklich gemacht. Ich verdiene deswegen Ihren Zorn und Verachtung; aber, meine Freundinn! Sie ſind grosmüthig, ich kenne ihr edles Herz hinlänglich, und mache darauf Anſpruch. Ja, hat mich nicht die Rache des Himmels genug verfolgt, und ſind die peinigenden Vorwürfe, die mir mein Herz noch jetzt macht, nicht Strafen genug? Ach, meine Beſte! wenn ich Ihnen eine kleine Schilderung meiner traurigen Schickſale machen, und Ihnen das Elend und die Verachtung, der ich durch meine Schuld, ſeit Ihrer Abreiſe von London, ausgeſetzt gewesen, beſchreiben wollte; ſo weinten Sie gewiß um mich eine zärtliche Thräne des Mitleids. Erſt Ueberfluß, dann Mangel — erſt Ehre, dann Verachtung — erſt blühende Geſundheit, dann eine gefährliche Krankheit — ja, von keinem Menſchen bejammert, von allen verlaſſen, und — o ich erſchrecke, wenn ich daran denke, dem Bettelſtab nahe. Freunde genug hatte ich, da mein Glück noch blühte; aber, verlaſſen von allen, war nur der rechtſchaffene Lord G.. mein Damon. Dieſer war mein Schutz-Engel, und ohne ihn wäre ich, dem Rande der Verzweifelung nahe, jetzt gewiß nicht mehr in der Welt. Seiner gütigen Vorſorge verdanke ich es, daß ich jetzt eine Kapitänsſtelle in Gibraltar bekleide. In Gibraltar k

Ja, Freundinn! in Gibraltar, diesem so traurigen und fürchterlichen Felsen. O! wie willkommen würde er mir seyn, und wie glücklich wollte ich hier in diesem Felsen meine Tage zubringen, wenn ich nicht unter dem Felsen der Unruhe meines Herzens erliegen müßte! wie ruhig, wenn ich mich nicht mit traurigen Vorwürfen quälen müßte! O, meine Beste! der Gedanke: ich könnte noch als Gatte, an Ihrer Seite glücklich leben, und den Himmel auf Erden haben, wenn ich mich nicht, durch mein eignes Verschulden, dieses Glücks unwürdig gemacht hätte, urtheilen Sie selbst, verstattet er mir wohl Ruhe und Zufriedenheit der Seele? Jetzt wäre ich erst Ihrer würdig, da ich die Thorheiten meines Lebens einsehe und verabscheue; aber da muß ich alle Hoffnung aufgeben, und würde mich noch mehr strafen, wenn ich mir mit selbiger schmeicheln wollte. Auf nichts, meine Theure! kann ich, nach der mir bekannten Güte Ihres Herzens, Anspruch machen, als auf Vergebung. Ihre traurige Rolle ist gespielt, und Sie sind durch den Tod des Grafen von Franholm entschädigt. Das ist Beruhigung für mich. Verzeihen Sie mir also, und stellen Sie dadurch meine Ruhe wieder her: strafen Sie mich nicht noch mehr. Warlich, die größte Strafe für mich ist die, daß ich Ihrer beraubt seyn muß. Diese wird mich gewiß bis in mein Grab verfolgen. Bricht Ihnen nicht hierbey

Ihr

Ihr Herz! O, ich sehe Thränenfluthen von Ihren Wangen herabfliessen, Sie sind ganz Mitleiden. Ich irre gewiß nicht, und verspreche mir bald von Ihrer Hand ein Schreiben, in welchem Sie mir Vergebung zusichern. In dieser angenehmen Erwartung empfehle ich mich Ihrer Gewogenheit, und verharre mit vollkommenster Achtung

Ihr

ergebenster Freund und Diener,
Graf von Nolten.

Dieser Brief that die gehofte Wirkung. Ferdinandine las ihn in Gegenwart des Baron von S. Dieser war Zeuge von ihren Thränen. Sie bat ihn, sich's noch einige Zeit in ihrem Hause gefallen zu lassen. Er nahm diese Offerte an, und bekam, bey seinem Abschied, folgende Antwort an den Grafen von Nolten:

Mein Theurer!

Ihr Brief hat mir Millionen Thränen gekostet. Ich habe viele traurige Schicksale erlebt, und bin gar oft den fürchterlichsten Gefahren ausgesetzt gewesen; allein hätte ich Ihre traurigen Umstände so wie jetzt gewußt, so würde dadurch mein Elend gewis noch mehr vergrößert worden seyn; denn mein Herz kennen Sie, und wissen, daß ich Sie bis zur Abgötterey geliebt. Diese Gesinnungen ge-

gen Sie sind sich jederzeit gleich geblieben, und noch jetzt liebe ich Sie. Ich habe Ihnen alles vergeben; denn haben Sie mich ja beleidigt, und muß ich Ihnen gleich einen großen Theil meiner Unglücksfälle zuschreiben, so war das doch nicht eine Folge der Bosheit, nein eine Folge der Jugend und ein Fehler des Temperaments, das sich den Ausschweifungen überlies, und nicht an die Zukunft dachte. Genug, daß Sie Ihre Fehler eingesehen haben. Begangene Fehltritte verschaffen uns die genaueste Bekanntschaft mit unserm Herzen, und machen uns mistrauisch gegen uns selbst. Grausam würde ich also seyn, wenn ich in meinem Herzen Feindschaft gegen Sie unterhalten wollte; Nein, seyn Sie dieserwegen ruhig. Ich verehre dankbar die Vorsicht, die auch unter den schrecklichsten Gefahren, und bey so manchen unglücklichen Schicksalen über mein Leben gewacht hat. Wer weiß, was für Tage der Noth auf mich gewartet hätten, wenn ich bey Ihnen geblieben wäre? Wer kennt die Wege der Vorsicht, auf welche sie die Sterblichen führt? Hier finde ich Beruhigung. Ich bin nun für meine vorigen gehabten Tage der Noth entschädigt, und lebe auf meinem Gute, oft in der Gesellschaft meiner guten Freundinn der Frau von B.. recht glücklich, und Sie sind auch versorgt. Das, Freund! vermehrt den Reitz meines Lebens; denn an Ihrem Wohlseyn nimmt gewis

wis Niemand einen gröſsern Antheil als ich. O, könnte ich das Glück haben, Sie einmal wieder zu ſehen! unter tauſend Freudenthränen würde ich Sie überführen, daß ich Ihnen vergeben hätte; Aber Gibraltar? o wär es doch nicht ſo weit! Zum Beweis, daß ich nicht die geringſte Feindſchaft gegen Sie hege, mache ich mir das Vergnügen, Ihnen 100 Louisd'or zu überſchicken. Nehmen Sie dieſe mit eben dem Herzen an, mit dem ſie Ihnen das meinige ſchickt, ſo bin ich zufrieden.

Vielleicht iſt es Ihnen nicht unangenehm, wenn ich Ihnen eine kleine Schilderung meiner häuslichen Verfaſſung mache. Hier iſt ſie: Mein Gut W — hat eine fürtrefliche Lage; alles, was die Natur ſchönes und reitzendes hat, findet ſich hier vereinbart. Das Wohnhaus iſt modern, und hat ſechszehn ſchöne Zimmer. Die Wirthſchafts-Gebäude ſind durch das Wohnhaus des Verwalters abgeſondert, und in dem fürtreflichſten Zuſtande. Um das Schloſs gehet ein breiter Graben, der für mich in Abſicht der Fiſcherey eine ſehr einträgliche Revenüe iſt. Bey dem Eingange iſt eine Zugbrücke angebracht, und der dabeyliegende Garten iſt unvergleichlich. Ich halte ſechs Kutſchpferde, und vier Geſpan Ackerpferde. Uebrigens iſt meine Bedienung auf wenig Perſonen eingeſchränkt. Da ich, wie Sie wiſſen, Vergnügen an der Wirth-

ſchaft finde: ſo können Sie leicht denken, mit was für Wonne ich meine Felder betrachte, und den geſchenkten Segen des Himmels bewundere. Große mit vielem Aufwand verknüpfte Geſellſchaften liebe ich nicht, ein kleiner Zirkel guter Freunde und Freundinnen, den Eintracht und Mäßigkeit krönt, iſt in meinen Augen mehr werth, als die glänzenden Geſellſchaften der Stadt, wo ein modiſcher Zwang den Vorſitz hat: Wider die Langeweile ſchützt mich die Lectüre. O, meine kleine Bibliotheck — *die ſollten Sie einmal ſehen!* Kurz, ich lebe hier ſo vergnügt, daß ich mit keiner Königinn tauſchen würde. Hiermit, mein Beſter! leben Sie wohl und ruhig! Machen Sie mir bald wieder das Vergnügen, an mich zu ſchreiben, ich rechne darauf ſehr. Adieu, mein Theurer! adieu, ich bin und bleibe unverändert

Ihre

ergebenſte Freundinn,
Ferdinandine.

Hierauf folgte eine baldige Antwort. Ferdinandine erbrach den Brief mit vielem Vergnügen:

Meine Beſte!

Nun bin ich ruhig. Ihr gütiges Schreiben hat mir dieſes Glück geſchenkt. Sie haben mir alle meine begangenen Fehltritte vergeben, dafür entrichte ich Ihnen meinen vollkommenſten Dank.

Auch

Auch mit 100 Louisd'or haben Sie mir ein Präſent gemacht? Ich leide zwar keinen Mangel an Gelde, und habe in meiner jetzigen Station ſo viel, daß ich davon leben kann; demohnerachtet iſt dieſes Präſent für mich von einem unſchätzbaren Werth, da ich es als ein ſicheres Pfand Ihrer Geneigtheit und Freundſchaft gegen mich betrachte.

Sie haben, nach der Beſchreibung, die Sie mir von Ihrer häuslichen Verfaſſung zu machen beliebten, den Himmel auf der Erde. Dies Glück verdient Ihr Herz, und Niemand gönnt es Ihnen mehr als ich. Gern, meine Beſte! wollte ich auf alles Glück, das großer Reichthum gewährt, ewige Verzicht thun, wenn ich nur — doch eine gewiſſe Schüchternheit hält hier meine Feder zurück; Aber warum ſchüchtern gegen Sie, da Sie mir aufs neue Ihre Freundſchaft zugeſichert haben? Alſo ohne Zurückhaltung. Dieſer ungeheure Steinklumpen würde für mich ein Paradies ſeyn, könnte ich nur als Gatte mit Ihnen leben! Darf ich hoffen? Sie lieben mich, davon verſichert mich Ihr Brief. Was kann Sie alſo noch zurückhalten, meiner Bitte Gehör zu geben, als ein Mistrauen, das Sie in mich ſetzen müſſen, da Sie mich, nach meinem jetzigen moraliſchen Zuſtande, nicht kennen? Wie kann ich Sie davon überführen? Tauſend Schwüre, tauſend Verſicherungen? — wer kann es Ihnen

verdenken, wenn Sie dieſe alle für eigennützige Verſtellung halten? Was bleibt alſo für mich übrig? Nichts, als die Bitte: Machen Sie einen Verſuch, lernen Sie mich erſt aufs neue kennen, ehe Sie ſich beſtimmen! Aber — wozu hilft das, wer kennt nicht unſer Geſchlecht? Wie oft hat es nicht das Ihrige Jahre lang künſtlich zu hintergehen gewußt? Dieſer Einwurf, den ich mir ſelbſt mache, iſt in der Erfahrung gegründet, und auf Ihrer Seite gerecht. Hierzu noch Ihre Glücks-Umſtände. Könnte mein geheimſter Wunſch mehr darauf zielen? Hier, meine Beſte! können Sie ſich in Sicherheit ſetzen. Behalten Sie Ihr ganzes Vermögen für ſich, und laſſen Sie alles zurück. Ich kann alſo weiter nichts thun, als bitten, den letzten Verſuch zu machen. Finden Sie mich alsdann nur einmal als einen treuloſen, und lernen Sie mich nur einmal von der ſchlechten Seite wieder kennen, von der ich Ihnen leider vormals bekannt war — dann, meine liebſte Ferdinandine! will ich alle Anſprüche auf Ihr Herz ewig aufgeben; dann mit Vergnügen mich der Strafe, ohne Hoffnung von Ihnen verlaſſen zu werden, unterwerfen. Dies iſt die Sprache meines Herzens. Ueberlegen Sie! O Gott, fiele doch Ihr Entſchluß nach meinem Wunſche aus! Aber, was wünſche ich, da ich in Gibraltar lebe? Doch die Liebe und zärtliche Freundſchaft finden auch in Wüſteneyen Reitze. Gewagt

iſt

iſt nun meine Bitte. Genehmigen Sie ſelbige nicht, ſo erklären Sie ſie nur nicht als eine Folge der Unverſchämtheit, die den Verluſt Ihrer mir ſchätzbaren Freundſchaft nach ſich zieht. Nein, lieber will ich alle dieſe für mich ſo reitzenden Hoffnungen aufgeben. Mit was für Sehnſucht werde ich nun einen Brief von Ihnen erwarten! Das verurſacht mir neue Unruh. So iſt das menſchliche Herz, kaum iſt ein Wunſch deſſelben befriedigt, ſo keimt ſchon ein anderer wieder hervor. Doch, das iſt der Lauf der Welt. Alſo meine beſte Ferdinandine! ich hoffe ſo lange, bis mir Ihr künftiges Schreiben ſagt, daß ich nichts zu hoffen habe. Könnten Sie dies aber über Ihr Herz bringen? Nein, nein, das glaube ich nicht. Ihnen gehe es wohl! Das wünſcht von ganzem Herzen der

Ihrige,
Graf von Nolten.

Dieſer Brief ſetzte Ferdinandinen in die äuſſerſte Unruhe. Sie wußte nicht, wozu ſie ſich entſchlieſſen ſollte. Sie liebte den Grafen noch eben ſo zärtlich, wie zuvor; allein ihren jetzigen ruhigen Wohnſitz mit Gibraltar zu vertauſchen, eine ſo weite Reiſe zu unternehmen, und das Mistrauen, das ſie in des Grafen Verſicherungen, in Abſicht ſeines geänderten Herzens ſetzte, — dies alles machte ſie in ihren Entſchlieſſungen wankend. Sie entdeckte ihr Herz

der

der Frau von V.. ihrer Freundinn. Dieſe rieth ihr, in die Bitte des Grafen zu willigen, wenn er Gibraltar verlaſſen, und ſich zu ihr begeben wollte. Dieſem freundſchaftlichen Rathe folgte Ferdinandine, und antwortete dem Grafen alſo:

Mein Theurer!

Ihr Brief iſt bezaubernd. Ich habe deſſen Kraft empfunden. Setzen Sie ſich in meine Umſtände, und erwägen Sie: Auf der einen Seite zärtliche Liebe, auf der andern ein gerechtes Mistrauen; auf der einen Seite Hoffnung, auf der andern Furcht; auf der einen Seite das fürchterliche Gibraltar, und auf der andern mein ruhiger Wohnſitz, da zu wählen, wie ſchwehr muß das nicht für mich ſeyn? Doch, ich habe alle Schwierigkeiten überwunden, nur die nicht, mein Gut mit Gibraltar zu vertauſchen. Wollen Sie alſo Ihre Station aufgeben, und mit mir auf meinem Gute leben, ſo erkenne und liebe ich Sie wieder als meinen Gemal. Sollte Ihnen dieſer Entſchluß ſchwehr werden, oder was könnten Sie noch für Einwendungen machen? Befürchten Sie etwa Vorwürfe, daß Sie alsdann von meinen Revenüen leben müßten? Hier muß Ihnen mein Herz, daß Sie kennen, Bürge ſeyn. Fürchten Sie nichts; denn finde ich Sie ſo, wie ich wünſche, das iſt, iſt Ihr Herz ſo, wie Sie mich verſichern, ſo habe ich nichts für mich, nein alle

das

das Meinige iſt auch das Ihrige. Hier iſt alſo mein Entſchluß. Prüfen Sie ſich nun ſelbſt, und geben mir bald Nachricht, oder kommen Sie ſelbſt, mit offnen Armen empfängt Sie

Ihre

treue Freundinn,
Ferdinandine.

Während dieſer Zeit hatte der Himmel die Vermögens-Umſtände des Grafen von Rolten durch den Todesfall ſeines geliebten Freundes des Lords G.. verbeſſert; denn dieſer hatte ihn zum Univerſal-Erben in einem Teſtament eingeſetzt unter der Bedingung, Gibraltar nie zu verlaſſen. Er befand ſich, dieſer Erbſchaftsangelegenheiten wegen, in London, als der Brief von ſeiner geliebten Ferdinandine ankam. Wie ſank ihm der Muth, als er ihn las! Was ſollte er nun thun. Bey einem anſehnlichen Vermögen glücklich, wäre er nun im Stande geweſen, die reichſte Partie in England zu thun; aber ſein Herz war nur für Ferdinandinen geſtimmt. Nur dieſe wünſchte er, und doch konnte er Gibraltar nicht verlaſſen. Er ſchrieb ihr offenherzig alle ſeine Umſtände, und machte folgenden neuen Verſuch:

Meine beſte Ferdinandine!

Welche unerwartete Begebenheit! Mein Freund, der Lord G.. iſt geſtorben, und hat mir in einem Teſtamente ſein ganzes ſehr anſehnliches Vermögen ver-

vermacht. Glücklich wäre ich alſo, wenn Reichthum glücklich machen könnte; aber, ich bin es nicht; denn, ohne an Ihrer Seite zu leben, bin ich gegen alle Reitze unempfindlich. Sie ſagen mir zwar, daß Sie ſich mit mir verbinden wollten, wenn ich Gibraltar verlieſſe; Gern würde ich es thun, allein, beſte Freundinn! ich kann nicht. Lord G. . hat das in dem Teſtamente zur Hauptbedingung gemacht, daß ich in Gibraltar bleiben ſollte. Welch ein ſonderbarer Einfall! Sie haben Recht; allein der Verſtorbene, liebte aus Patriotismus, der den Engeländern vorzüglich eigen iſt, dieſen Felſen deswegen, weil einer ſeiner Vorfahren daſelbſt Gouverneur geweſen, und ſich in den vorigen Zeiten auſſerordentlich rühmlich ausgezeichnet hatte. Alſo ſollte ich nun die Hoffnung aufgeben? Ach, nein, gute Ferdinandine! nun da ich ſelbſt Vermögen habe, fallen ſo manche Zweifel, die Sie ſich vorher machen konnten, weg. Ich gebe Ihnen Recht, Gibraltar hat nicht die Reitze, die Ihr Gut hat; lieben Sie mich aber, wie Sie melden, ſo werden Sie auch gern darauf Verzicht thun? Wie wenn Sie es wagten? Ach Gott! dann erſt wäre ich glücklich. Wahr iſt es, beſte Ferdinandine! ich könnte nun, bey meinem jetzigen Vermögen, die reichſte Partie in London thun; aber dann müßte ich nicht mehr wiſſen, daß Sie noch lebten. O! könnten Sie in mein Herz ſehn, gewis, gewis,

meine

meine Beſte! es wäre Ihnen unmöglich, mir meine Bitte abzuſchlagen; denn warlich, meine liebe Ferdinandine! Sie haben mein Glück und Unglück in Ihrer Gewalt. Sollten Sie mein Unglück wünſchen? o dann müßten Sie ſich verläugnen und Ihr edles Herz aufgeben. Iſt das möglich? Nein, gewis nicht! O kommen Sie zu mir, theilen Sie Ihr Glück mit mir, ſo wie ich das Meinige mit Ihnen. Ich werde Ihnen Gibraltar ſo reitzend, als nur immer möglich iſt, machen. Das Herz, nicht der Ort macht das Glück des Lebens aus. Das wiſſen Sie. O, möchten Sie doch auch jetzt vorzüglich dieſe Wahrheit recht lebhaft empfinden! Alſo erwarte ich nächſtens Ihren endlichen Entſchluß. Gott gebe, daß er nach meinem Wunſch ausfällt! Adieu, meine liebſte Ferdinandine!

Graf von Nolten.

Auch dieſer Brief machte Ferdinandinen aufs neue unruhig. Ihrem eigenen Herzen traute ſie, in einer ſo wichtigen Unternehmung, nicht, ſondern bediente ſich des Raths ihres einſichtvollen Vaters und ihrer guten Freundinn, der Frau von B. Beyde widerriethen ihr, nach Gibraltar zu reiſen. Beſonders machten die Warnungen und Vorſtellungen ihres Vaters tiefe Eindrücke auf ihr Herz und erpreßten ihr viele Thränen. Ihr Herz war ganz dem Grafen

geride-

gewidmet. Das merkte der Vater, der ihr endlich sagte: Gute Tochter, dein Leben hat sich von jeher durch besondere Wege der Vorsicht ausgezeichnet; du liebst den Grafen; folge auch hier der Stimme deines Herzens. Gott lebt an allen Orten. Ich gebe dir meine Einwilligung und meinen väterlichen Segen mit auf die Reise. Nun war sie ruhig, und schrieb sogleich an den Grafen:

Mein Bester!

Ich bin nun wieder die Ihrige. Mein Herz gehört Ihnen, und ich habe mich entschlossen, meinen jetzigen glücklichen Wohnsitz mit Gibraltar zu vertauschen. Sollte diese Veränderung nicht nach meinem Wunsch ausschlagen, Gut, ich bin dabey ruhig. Ohne Gott habe ich sie nicht unternommen, meines guten Vaters Einwilligung habe ich, und mein Herz beflehlt. Meine Schicksale sind in der Hand Gottes, dem ich die Zukunft überlasse. Bestimmen Sie also den Tag meiner Abreise, und kommen Sie mir bis Hamburg entgegen. O, ich freue mich, Sie zu sehen, und erwarte den Augenblick mit Ungeduld. Hiermit leben Sie wohl. Dies wünscht von ganzem Herzen die

Ihrige
Ferdinandine.

Nun

Nun beſchäftigte ſich Ferdinandine damit, auf ihrem Gute alles in Ordnung zu bringen. Ihrem alten Vater überlies ſie die Verwaltung deſſelben. Nichts lag ihr aber mehr am Herzen, als Amalie, ihre Pflegetochter. Sie lies die Aeltern kommen, und beſprach ſich mit ſelbigen; allein, zu ihrem größten Leidweſen, ſchlugen ſie ihr ihre Bitte ab, und trugen Bedenken, ihre Tochter eine ſo weite Reiſe machen zu laſſen. Sie machte mehrere Verſuche bey andern; allein alle machten die nämlichen Einwendungen. Doch ſorgte ſie für des Mädchens Erziehung. Endlich kam der alles entſcheidende Brief von dem Grafen von Nolten an:

Meine allerliebſte Ferdinandine!

Meine Freude und meine dankbaren Empfindungen will ich Ihnen perſönlich zu weinen. Jetzt kann ich Ihnen weiter nichts ſagen, als daß ich Morgen nach Hamburg reiſen, und mich in dem Hauſe des Kaufmanns Valo, bis zum 16. May aufhalten werde. Finden Sie ſich alſo ja in dieſer Zeit in Hamburg ein. Alle Minuten bis zu Ihrer Ankunft werden mir nun zu Tagen. Gott ſchenke Ihnen Geſundheit und eine glückliche Reiſe! Das wünſcht

Ihr

ganz ergebenſter Freund,
Graf von Nolten.

Nun kam der Tag, an welchem sich Ferdinandine von ihrem Vater, guten Freundinnen, und ihrer kleinen Pflegetochter trennen sollte. Wie zärtlich, wie rührend war der Abschied auf beyden Seiten! Ihr siebenzigjähriger ehrwürdiger frommer Vater sahe sie, gleichsam als wäre es das letztemal, mit thränenden Augen an. „Gute Tochter, sprach er, „mein einziger Trost im Alter, was für Wege geht „Gott mit dir? Nun bin ich meiner Kinder beraubt; „Nahe dem Rande des Grabes, glaubte ich auf mei„nem Krankenlager eine Versorgerinn an dir zu fin„den. Nun willst du mich verlassen? Ja, ich habe „meine Einwilligung einmal gegeben. Reise also „glücklich, und lebe unter Gott! Sehe ich dich hier „nicht wieder, so kommt doch gewis die Zeit, wo die „Ewigkeit uns wieder zusammen bringen wird." Was that Ferdinandine? Sie küßte ihren Vater unter tausend Thränen, und konnte kaum mit stammelnder Zunge sprechen: Guter Vater, leben sie wohl, und beten sie für mich! Mit diesem in Thränen schwimmenden Herzen begab sie sich in ihren Reisewagen, und war lange nicht im Stande, sich von ihrem Kummer wieder zu erholen. Eine Kammerjungfer und ein Bedienter begleiteten sie. Endlich kam sie am 14. May glücklich in Hamburg an. Man denke sich auf der einem Seite des Grafen nach Ferdinandinen schmachtende Sehnsucht, und auf der andern ihr empfindsames Herz; so kann man sich ei-

nen kurzen Abris von der Freude machen, die beyde belebte. Gros war die Freude auf Ferdinandinens Seite, da sie von Surinam in das Haus ihrer Pflegeältern wieder zurück kam; aber das Vergnügen, welches sie jetzt empfand, übertraf jenes weit. Noch acht Tage verweilten sie in Hamburg, und traten hierauf ihre Reise nach London an. Der Graf hatte diese Veränderung verborgen gehalten, um so viel mehr erregte sie hier Erstaunen. Niemand aber gerieth darüber in größere Verwunderung als die Lady W —, der Gräfinn ehemalige vertraute Freundinn; allein, so gros die Freude war, die Ferdinandine bey dem Anblick ihrer guten Freundinn empfand, so misvergnügt wurde sie, als ihr die Lady Gibraltar in den schrecklichsten und fürchterlichsten Gefahren vorstellte, und ihr im prophetischen Geiste die unglücklichsten Schicksale vorher zu sagen sich erkühnte. Doch, dieses Mißvergnügen dauerte nur so lange, bis sie ihren Gemal wiedersahe. Dann vergas sie alle unangenehme Vorstellungen. So vergingen in London vier Wochen. Kurz vor ihrer Abreise hatte sie noch ein ausserordentliches Vergnügen. Sie erinnerte sich, bey der Abschiedsvisite, die sie der Lady W. . machte, der traurigen Umstände, in welchen sie, bey ihrem ehemaligen Aufenthalte in London gewesen, und bedauerte nichts mehr, als ihren schönen Schmuck, den sie aus Noth hatte verkaufen müssen. Wie viel gäben sie wohl dafür, wenn sie ihn wieder kriegen könnten? fragte die

Lady. Eben ſo viel, erwiederte die Gräfinn, als mein Gemal dafür gegeben hat, ſechstauſend Thaler. Die Lady entfernte ſich, gieng in ein Nebenzimmer und brachte ihr Schmuckkäſtchen. Hier, liebſte Freundinn! iſt das, was ſie wünſchen. Es war mir nicht möglich, den Schmuck meiner liebſten damals unglücklichen Freundinn in fremden Händen zu ſehen, ich ſuchte ihn zu kaufen, es glückte mir. Nicht lange nach ihrer traurigen Abreiſe bekam ich ihn für fünftauſend Thaler. Nun ſey er wieder der Ihrige. Hierüber war Ferdinandine ganz Freude. Zu Ende des Julius unternahm ſie endlich, nebſt ihrem Gemal die Reiſe nach Gibraltar. Sie kamen glücklich an. Was für Erſtaunen, Furcht und Schrecken überfiel ſie bey dem Anblick dieſes ſtolzen Felſen! Der Graf wartete ſogleich dem Gouverneur auf, und meldete ihm auch die Ankunft ſeiner Gattinn. Er verlangte, ſie zu ſehen, und bat ſie nebſt ihrem Gemal den Tag darauf zu Tiſche. Sie hatte die Ehre, neben ihm zu ſitzen, und ſich beſtändig mit ihm zu unterhalten. Elliot konnte den Verſtand, der ihre Geſpräche auszeichnete, nicht genug bewundern. Sie hielt es für Pflicht, ihrem guten Vater Nachricht von ihrer glücklich vollendeten Reiſe zu ertheilen, und ſchrieb an ihn folgenden Brief:

Guter Vater!

Gott lob! meine Reiſe iſt glücklich vollbracht. So fürchterlich auch die Vorſtellung und ſo ſchrecklich der Anblick Gibraltars für mich war: ſo geſtehe ich doch offenherzig, daß es mich bis jetzt noch nicht gereuet, dieſen Entſchluß gefaßt zu haben. Ich habe mich in meinen Erwartungen nicht getenſcht. Mein Gatte gleicht ſich, in Abſicht ſeines vorigen Lebens, nicht mehr: er hat ſeinen ehemaligen Thorheiten glücklich entſagt, und ſein Herz iſt nun ſo, wie ich es wünſche. Ich lebe an ſeiner Seite ſo glücklich, daß ich das Unangenehme unſers Felſens beynahe ganz und gar vergeſſe. Auch hier bin ich ſo glücklich geweſen, einige gute Freundinnen zu finden, und, da mein Gatte ſich ſchmeicheln kann, ein Lieblinq Elliots zu ſeyn; ſo können Sie leicht erachten, daß auch ich hieran Theil nehme. Elliot iſt der rechtſchaffenſte Mann, den ich kenne. Beſcheidene Herablaſſung ohne heimlichen Stolz: Freundlichkeit in ſeinem Betragen: Leutſeligkeit in ſeinem Umgange: Munterkeit in ſeinen Geſprächen: Verſtand in ſeinen Unterhaltungen: Achtung gegen die Religion, und Feindſchaft gegen alle witzige Spötter derſelben — ſo ſieht ſein Bild aus. Oft habe ich das Glück, in ſeiner Geſellſchaft zu ſeyn, und er weteifert mit meinem Gatten, mir meinen hieſigen Aufenthalt ſo vergnügt, als möglich iſt, zu machen; Aber, mein Vater! könnte ich Sie,

die Frau von B.. und meine liebe Amalie ſehen! Dann wäre mein Vergnügen vollkommen. Vielleicht mache ich, in Geſellſchaft meines Gatten, künftiges Jahr eine Reiſe nach W — damit Sie ein Augenzeuge meines jetzigen vergnügten Lebens ſeyn können. Wie leicht aber kann in dem jetzigen kriegeriſchen Zeitpunkte, der Himmel meine Wünſche vereiteln! Doch, an dieſe unangenehme Zukunft denke ich jetzt noch nicht, dieſe überlaſſe ich dem Gott, der mich von jeher ſo gut geführt hat.

Vielleicht, mein guter Vater! iſt es Ihnen nicht unangenehm, wenn ich Ihnen einen kurzen Abriß von Gibraltar mache? Hier iſt er, aber freylich ſo, wie ihn eine Perſon meines Geſchlechts machen kann. Im äuſſerſten Winkel des Landes von Europa erhebt ſich an dem öſtlichen Ende der Meerenge, ein Berg, oder vielmehr ein Felſen, der wenigſtens eine halbe Meile hoch iſt. Dieſer bildet ein Vorgebürge, das ſich dreyviertel Meilen in die See erſtreckt, durch einen zweytauſend Schritte langen, und dermaßen ſchmalen Strich Landes, daß ihn das Auge von weitem kaum bemerkt und ihn für eine Inſel hält. Je näher man ihm kommt, je größer wird er für das Auge, bis er nach und nach ganz in ſeiner ſtolzen Größe erſcheint. Doch nicht allein die Höhe, die dieſen Berg vor vielen andern auszeichnet, macht ihn merkwürdig; nein

die

die herrliche Aussicht, die er uns verschaft, ist weit vorzüglicher. Ich habe es gewagt, lieber Vater! in Gesellschaft meines Gatten diesen steilen Felsen hinaufzuklettern. Es ward mir sauer, aber ich bin dafür reichlich entschädigt worden. O, wie verehrungswürdig wurde mir hier Gott, da ich seine Werke in einer ganz neuen prachtvollen Gestalt erblickte! Auf meinen Reisen habe ich viel Schönes gesehen, ja mein Gut und dessen schöne Lage hat viel Reitzendes für mich; aber, mein Vater! dies alles verliehrt sich hier, wenn man von diesem Felsen herab die Welt überschaut. Hier trift man eine schöne Esplanade an, von der man mehr als vierzig Meilen weit das mittelländische Meer übersehen kann. Das ist die fürtreflichste Aussicht, die sich nur denken läßt. Auf der Seite des Ozeans ist die Höhe nicht so fürchterlich. Die Aussicht aber wird durch einen Berg, welcher von da drey Meilen ist, verhindert; demohngeachtet kann man von hier aus zwey Meere und fünf Königreiche, die Barbarey, Fetz und Marokke, Sevilien und Granada sehn. Das am Ende dieses Bergs angelegte Schloß dient der Stadt zur Vertheidigung. Diese liegt unten am Berge, ist nicht gar groß, aber sehr artig gebaut. Doch, mein Vater! weiter kann ich meine Beschreibung nicht fortsetzen, dazu gehören besondere Kenntnisse, die ich nicht besitze; denn ich müßte Ihnen noch vieles sagen von den

den unterschiedlichen neuen Vestungswerken, den mancherley Thoren, und Thürmen, Dämmen, Bastionen, Rheden, Bayen, Mauern, Chaussen, Gräben, Schifsbrücken, Garten des Gouverneur u. d. g. dazu bin ich aber, wie schon gedacht, nicht geschickt genug. Vielleicht erhalten Sie einmal eine genaue Beschreibung hiervon von meinem Gatten, der mir diese Gefälligkeit gewis nicht abschlagen wird. Hiervon also genug.

Wie geht es Ihnen, mein lieber Vater? Sind Sie gesund? Das ist dasjenige, was ich täglich für Sie vom Himmel erflehe. Verschaffen Sie sich ja alle nur mögliche Bequemlichkeiten des Lebens, und scheuen Sie keine Kosten. Gesetzt es giengen alle Revenüen meines Guts auf, das schadet nichts. Wuchern Sie damit für das Wohl der Menschheit so viel als möglich. Meines Gatten Glücks-Umstände sind so gut, daß wir nie Mangel befürchten dürfen. Haben Sie noch keine Nachricht von meinem lieben Bruder? Gesetzt der Ort seines Aufenthalts wäre Ihnen bekannt, so schreiben Sie ihm ja, daß er zu Ihnen kommt, und das Vergnügen des Lebens mit Ihnen theilt. Wie verhält sich Amalie? Ist ihre Gouvernante mit ihr zufrieden? Finden Sie es für nöthig, noch einen besondern Hofmeister zu halten, der ihr in der Religion, Rechnen, Schreiben, Geographie und Historie

Unterricht ertheilt, ſo ſeyn Sie ja in der Wahl eines ſolchen Subjekts ſo vorſichtig als möglich, und belohnen Sie ſeinen Fleiß reichlich. Kurz, mein Vater! wirthſchaften Sie nach Belieben, ich billige alles, was Sie unternehmen. Vorzüglich aber ſorgen Sie für das Wohl meiner Unterthanen, und ſeyn Sie wachſam in Abſicht des Juſtiniarius. Ich kenne ihn, und weiß, daß er einen Hang hat, die Armen zu drücken und Geld zu erpreſſen. Ich habe Beweiſe davon, und würde ihn längſt verabſchiedet haben, hätte mich nicht die traurige Lage ſeiner Vermögensumſtände aus Mitleiden davon abgehalten. Sollte er es noch einmal wagen, dann geben Sie ihm ſeine Dimißion; denn auf Koſten ſeiner Unterthanen mitleidig ſeyn, iſt Tyranney. Ich überlaſſe Ihnen alles, und erwarte nächſtens von Ihrer Hand einen recht langen Brief. Hiermit, guter Vater! leben Sie recht wohl! Das wünſcht Ihnen auch mein Gatte, und empfiehlt ſich beſtens. Noch einmal, leben Sie wohl! Darüber freuet ſich

Ihre

Tochter
Ferdinandine.

So vergieng ein Jahr, ohne daß die Gräfinn Urſache gehabt hätte, ihren Entſchluß zu bereuen. Hiezu kam noch, daß der Himmel ſie mit einem

Sohne erfreute, dessen Taufzeuge Gouverneur Elliot war; allein ihr glückliches Leben hatte das Gepräge aller menschlichen Schicksale, das ist, es war von kurzer Dauer; denn bekanntlich war England schon seit 1778 in einem Krieg mit Frankreich verwickelt, und im Junius des folgenden Jahrs erklärte Spanien selbigem den Krieg, und fieng kurz darauf die Belagerung von Gibraltar an. Elliot sowohl, als der Graf von Nolten riethen ihr, Gibraltar zu verlassen, und sich nach London zu begeben, um sich nicht einer leichtzubesorgenden Gefahr auszusetzen; allein aus Liebe zu ihrem Gemal, scheute sie kein Unglück, sondern antwortete ihm: Wo du bleibst, da bleib' auch ich. Bey allen seit dieser Zeit gemachten Versuchen der Spanier, sich Gibraltars zu bemächtigen, und bey jenem großen Brande, den das feindliche Geschütz verursachte, blieb sie noch immer unerschrocken, und achtete auf die wiederholte Bitte ihres Gemals, sich aus der Vestung zu entfernen, nicht. Ja auch noch da, als man jene fürchterlichen Maschinen, die schwimmenden Batterien erbauete, und alle dafür erzitterten, blieb sie noch immer standhaft, und sagte dem Gouverneur, der ihr die Flucht nochmals anrieth: Eine Frau ist verbunden, ihren Mann nie zu verlassen, das ist mein Grundsatz, darnach handle ich; als aber am 13. September 1782 die schwimmenden Batterien in Bewegung gesetzt wurden, sank ihr der Muth; doch war sie für nichts mehr, als für

das

das Leben ihres Gemals beſorgt. Mitten auf dem Berge auf der neuen Batterie, die nach der Seeſeite zu angelegt war, hatte er ſeinen Poſten. Nachdem nun durch die klugen Anſtalten des groſſen Elliot die ſchwimmenden Batterien ein Raub der Flamme und des Ozeans geworden waren, erwartete ſie ihren Gemal in der Nacht ganz ſpät; allein ſie wartete umſonſt; denn gar bald hörte ſie die für ſie ſo ſchreckliche Nachricht: er liege auf ſeinem gehabten Poſten todt. Hier war ſie beynahe untröſtlich, und eilte ſelbſt zu dem fürchterlichen Ort, um Augenzeuginn dieſer ſo traurigen Begebenheit zu ſeyn. O Gott, hier lag er der Graf, in zween Theilen! Eine mörderiſche Bombe hatte ihn geſtürzt. Alle jauchzten über den erhaltenen Sieg, nur Ferdinandine weinte. So untröſtlich ſie aber bey dieſem ſchaudernden Anblick war, ſo war doch das die gröſte Beruhigung für ſie, daß ſie Gibraltar nicht verlaſſen, und noch einen Sohn von ihrem verſtorbenen Gemal hatte. Aber, was nun? Gern wäre ſie den nochfortdauernden Gefahren, entgangen; das war aber nach der jetzigem Lage der Umſtände nicht möglich. Ein kühner Offizier wagte es, ungeachtet alles drohenden Ungemachs, ſich aus der Veſtung auf ein Boot zu begeben, und nach London Depeſchen zu überbringen. Dieſer, ein Freund ihres verſtorbenen Gemals, nahm folgenden Brief an ihre Freundinn die Lady W.. mit, in welchem ſie ihr ihr trauriges Schickſal ſo ſchildert:

Liebſte

Liebſte Freundinn!

Ach Gott! weinen Sie um mich eine Thräne des Mitleids! Sehr kurz iſt das Vergnügen geweſen, deſſen mich das Glück an der Seite meines geliebten Gemals gewürdigt hat. Nun iſt er nicht mehr! Eine ſchreckliche Bombe der Feinde hat ihn ſeines Lebens beraubt. Der 13. September war der für mich ſo fürchterliche und unglückliche Tag. Da fieng das Feuer der See- und Land-Batterien mit der größten Lebhaftigkeit an. Faſt noch erſchrecklicher war es aus unſerer Veſtung. Das Glück ſchien Anfangs die Unternehmungen der Feinde zu begünſtigen, und zwey ganze Stunden ſchmeichelten ſie ſich mit den angenehmſten Hoffnungen. Einige ungeheure Felſenſtücke ſanken herab: unſere Werke litten groſſen Schaden, und ſchon glaubte der Feind Breche zu ſchießen: Viele gaben nun alle Hoffnung auf, nur der tapfere Elliot nicht. Unaufhörlich ermunterte er die Garniſen zur Tapferkeit: die in groſſer Menge verfertigten ungeheuern Kugeln wurden in größter Geſchwindigkeit, auf unterſchiedlichen dazu verfertigten Roſten, glüend gemacht, an der Mündung der Kanonen hineingerollt, und ſo losgeſchoſſen. Allenthalben thaten ſie die grauſamſten Wirkungen, und in kurzen waren alle ſchwimmende Batterien ein Raub der Flamme. Denken Sie ſich ihre Größe

von 1400 bis 600 Tonnen, und wenigſtens 212 ganz neue Kanonen. Nicht anders war es, als wenn Himmel und Erde gegen einander ſtritten, und eine Menge Veſuve Feuer ausſpien. Eine grauſamere Scene läßt ſich faſt nicht denken. Da ſchrien viele Menſchen aus dem Feuer heraus; viele befanden ſich auf Stücken Holz im Waſſer; andere in Schiffen, die in vollem Brande ſtanden, flehten um Beyſtand und gaben eine Scene von Grauſen. Wie das Feuer das Pulver der Batterien ergriff, ſo flogen ſie rund um uns her in der Luft: die Kanonen giengen von ſelbſt los, ſo wie das Metall heis ward. Wie mir hierbey zu Muthe geweſen ſeyn müſſe, können Sie leicht denken. Ich hatte meine Zuflucht zu einem Behältniß in den Veſtungs-Werken genommen, und hob da meine Augen auf zu den Bergen, von welchen mir Hülfe kommen ſollte. Da lag ich auf meinen Knien, erflehete Sieg für unſere Garniſon, und Leben für meinen Gatten, mich und meinen Sohn. Mich und mein Kind hat die Vorſicht erhalten; aber meinen Gemal? Stellen Sie ſich den traurigen Anblick vor! In der Nacht, da das Feuer auf beyden Seiten aufhörte, erwartete ich ihn mit offenen Armen; da kam die ſchreckliche Nachricht: eine Bombe habe ihn in zwey Stücke getheilt. Ich eilte zu ihm, und verſicherte mich davon durch den ſchauderhafteſten Anblick, der ſich nur denken läßt. Da lag er im

Blut,

Blut, und sein Herz schlug nicht mehr für mich. Sehn Sie, meine liebste Freundinn! das sind meine jammervollen Schicksale. Gott, wie ist es möglich, um eines Steinklumpens willen, so viele Menschen unglücklich zu machen? So lange ich lebe, wird mir Gibraltar in traurigen Andenken bleiben. Doch, wer weiß, wie lange? Vielleicht wartet auch auf mich das Schicksal meines seligen Gatten. Wo soll ich hin, in diesem traurigen Felsen eingesperrt? Gott, lenke doch bald die Herzen der Könige zu Gedanken des Friedens! Gern, meine Beste! wollte ich sterben; aber ich gestehe es offenherzig, nichts liegt mir mehr am Herzen, als mein Kind. Deswegen wünschte ich noch einige Verlängerung meiner Tage. Gesetzt aber, es gefiele der Vorsicht, mich bald von dieser Welt zu nehmen — ach, Freundinn! so sind Sie noch in der letzten Stunde meines Lebens, mein Trost; denn Ihnen übergebe ich mein Kind. Vertreten Sie dann meine Stelle. Nach Ihrer Liebe zu mir können Sie mir diese Bitte nicht abschlagen. Vielleicht aber erhört der Himmel mein Gebet, und schenkt mir bald Gelegenheit, das für mich so traurige Gibraltar zu verlassen, und nach London in Ihre Arme zu eilen. Das ist mein einziger Wunsch. Hiermit leben Sie tausendmal wohl! Mein Herz ist viel zu beklemmt, als daß ich diesen Brief verlängern könnte. Gönnen Sie mir Ihr freund-

schaft-

schaftliches Mitleiden, und beten Sie für mich. Ich bin ewig

Ihre

Freundinn,

Ferdinandine Gräf. v. Molten.

Endlich näherte sich der Tag ihrer Erlösung. Zum Erstaunen aller kam die englische Flotte, unter dem Kommando des Lord Howe, mit dem Ueberreste seiner ganzen Convoy den 18. October 1782 in Gibraltar glücklich an. Die Freude hierüber war unbeschreiblich, da es in der Vestung an Lebensmitteln fehlte. Niemand aber hatte ein größeres Vergnügen, als Ferdinandine. Elliot sprach sogleich mit dem Lord, erzählte selbigem die Schicksale der Gräfinn, und bat ihn um Erlaubniß, daß sie mit ihm reisen dürfte. Darein willigte er mit Vergnügen. In größter Geschwindigkeit brachte sie ihre Sachen in Ordnung, und reiste, den Tag darauf, als den 19. October, in dem Vertrauen auf Gott, von Gibraltar glücklich ab. Die kombinirte feindliche Flotte gieng durch die Meerenge, und gab sich alle Mühe, die englische einzuholen. Der bis zum 20. October anhaltende Ostwind begünstigte ihr Unternehmen so, daß sie die englische Flotte nicht weit von Cadir erblickten. Man kanonirte auf die englische Arriergarde, die dieses erwiederte und immer weiter segelte. Endlich segelte Lord Howe mit seiner Flotte, um sechs Uhr des

Abends,

Abends, näher heran, und bereitete sich zu einem Treffen. So vielen Muth auch Ferdinandine sonst hatte, so verlies er sie doch hier. Die Kanonade der Flotten fieng an, und dauerte ununterbrochen drey Stunden bis Abends um neun Uhr fort. Die Nacht endigte das Treffen, und die Engeländer segelten weiter. Wie froh war die Gräfinn, daß sie hierbey mit dem Leben glücklich davon gekommen war! Bis zum 20. November mußte sie noch die Ungemächlichkeiten der See ertragen, dann kam sie in London an. Lord Howe war so gütig gegen sie, daß er ihr sein Logis offerirte; allein sie dankte dafür, und wünschte lieber in die Arme ihrer Freundinn der Lady W.. zu eilen. Dies that sie ohne Verzug, und überraschte sie an der Toilette. Welch' Erstaunen verursachte ihre Gegenwart! So unvermuthet eine ihrer besten Freundinn zu sehen? Ihren Muth und Unerschrockenheit konnte sie nicht genug bewundern, als sie ihr die Gefahren, denen sie auf der Seereise ausgesetzt gewesen, erzählte. Doch, auch diesmal war Ferdinandine dem Unglück glücklich entgangen, und erholte sich nun, nach ihren gehabten Tagen der Noth, in dem Hause ihrer zärtlichen Freundinn. Schon seit langer Zeit hatte die Lady einen Brief von Ferdinandinens Vater aufbehalten, den sie nicht nach Gibraltar hatte schicken können. Diesen übergab sie jetzt. Voll angenehmer Erwartung las sie;

Meine liebe Tochter!

Dein Brief hat mir unendlich viel Freude verursacht. Ich war, wie leicht zu denken, Deinetwegen sehr besorgt, und dachte mir so manches Widrige, das mit Deiner neuen Veränderung verknüpft seyn konnte, so lebhaft, daß ich mir nach Deiner Abreise, Vorwürfe machte, meine Einwilligung in die abermalige Verbindung mit dem Grafen von Nolten gegeben zu haben. Doch — dem Himmel sey Dank! daß, wider mein Erwarten, alles nach Deinem Wunsch ausgeschlagen ist! Gott lasse es Dir noch ferner wohlgehen; allein, gute Tochter! mir wird Angst, wenn ich an das bevorstehende Schicksal Gibraltars denke. Erwäge die fürchterlichen Zurüstungen, die die Feinde zur Belagerung machen, und betrachte die Gefahren, welchen dein Leben ausgesetzt seyn kann. Eile also, und rette Dein mir so theures Leben mit einer baldigen Flucht, wenn es irgend noch möglich ist. Denk an Deinen alten, dem Grabe nahen Vater, und schone Deines Lebens; denn Dein Tod, liebe Tochter! beförderte den meinigen, da ich Dich über alles liebe. Folge also auch diesmal der liebreichen Vermahnung Deines Vaters!

Von Deinem Bruder habe ich noch keine Nachricht. Ich betrübe mich darüber sehr. Doch, wie

Du selbst weist, sein Herz ist von je her nicht das beste gewesen.

Aber, o dürfte ich es Dir nicht schreiben! Deine liebe Amalie ward vor vier Wochen krank, kriegte so bösartige Pocken, daß sie den dritten Tag darauf starb. Schon längst hatte ich dieserwegen mit ihren Aeltern gesprochen, und selbigen die Inokulation vorgeschlagen, allein leider waren sie auch mit Vorurtheilen eingenommen und wollten nicht. Jetzt bereuen sie es, aber zu spät. Ich habe dies gute Kind auf das prächtigste begraben, und in Dein Erbbegräbniß setzen lassen, in der Hoffnung, daß Du dies genehmigen wirst. Uebrigens geht sonst in der Wirthschaft alles so glücklich, daß ich Gott nicht genug dafür danken kann. Die Frau von B.. empfiehlt sich Dir bestens. Sie hat mir die Ehre erwiesen, mich, seit Deiner Abwesenheit, dreymal zu besuchen. Dein Brief hat ihr viel Freude verursacht. Mir geht es recht wohl. Ich bin gesund, und habe vor vielen andern das Glück, daß ich nicht so sehr die gewöhnlichen unangenehmen Folgen des hohen Alters empfinde. Mein Leben steht in der Hand Gottes. Ich bin stündlich zu meinem Abschied bereit; aber, liebste Ferdinandine! Dich möchte ich nur noch einmal vor meinem Ende sehen! Kannst Du, so mache Deinem alten Vater noch diese letzte Freude, dann will

ich

ich ruhig sterben. Vorzüglich aber verlaß Gibraltar, ich bitte Dich um alles in der Welt. Gott sey mit Dir und Deinem Gatten, dem ich mich empfehle. Dir gehe es wohl! Das wünscht

Dein

Dich
zärtlich liebender Vater
Ferdinand Schwerdfeger.

Dieser Brief erfreute theils Ferdinandinen, theils betrübte er sie. Die Gesundheit ihres Vaters war ihr sehr angenehm; allein der Tod ihrer Pflegetochter kostete ihr viele Thränen, doch tröstete sie sich, so bald sie ihren Sohn ansahe, und sich der Gefahren erinnerte, in welchen sich sein Leben befunden. Nicht genug, sie erfuhr noch mehr. Ihr Bruder hatte sich schon länger als ein halbes Jahr, in London aufgehalten, und auch der Lady W., weil er gewust, daß sie eine gute Freundinn seiner Schwester sey, aufgewartet. Sie hatte ihm auch anfangs in dieser Rücksicht viel Gewogenheit erwiesen, aber endlich aus guten Ursachen das Haus verboten. Sie wußte nicht, wie sie Ferdinandinen diese Nachricht beybringen sollte. Sie wartete also auf eine schickliche Gelegenheit. Diese erhielt sie bald; denn, erfreut über das Wohlseyn ihres Vaters, wünschte sie sich nun weiter nichts, als Nachricht von ihrem Bruder zu haben.

Er ist hier in London, meine liebe Ferdinandine!

Scherzen Sie nicht, beste Lady! Haben Sie ihn gesehen?

O ja, er ist sonst sehr oft bey mir gewesen, und ich habe ihm alle mögliche Freundschaft erwiesen.

Gott! ist's möglich, mein Bruder? Ist er schon lange hier?

Wenigstens seit einem halben Jahr. Er kam aus Paris hieher, und nahm Gelegenheit, mich zu besuchen, weil er wußte, daß ich das Glück hatte, Ihre Freundinn zu seyn.

Fürtreflich, fürtreflich, meine Beste! den muß ich sehen. Wissen Sie nicht, wo er wohnt?

Nein, das kann ich nicht sagen.

Ist er nicht seit kurzen bey Ihnen gewesen?

Nein, wenigstens nicht seit einem Viertel Jahre.

Das ist mir nicht angenehm, wie kommt das?

Ich kann es Ihnen nicht länger verbergen. Ihr Bruder hatte mich, da ich ihn das erstemal sahe, ganz eingenommen, und ich verstattete ihm oft den Zutrit in mein Haus; allein die Nachricht, daß er sich den Ausschweifungen zu sehr ergeben habe, und ein lüderliches Leben führe, machte mich mißtrauisch gegen ihn. Ich suchte also, um meine

Ehre

Ehre in Sicherheit zu ſetzen, mich von ihm zu entfernen. Er kam aber wieder, und bat mich, ihm funfzig Guineen zu borgen, weil er eine nöthige Ausgabe habe. Ich gab ſie ihm auch, und nahm dabey Gelegenheit, ihm, wegen ſeines geführten Lebenswandels, vernünftige Vorſtellung zu thun.

Dafür danke ich Ihnen; aber warum gaben Sie ihm denn die funfzig Guineen?

Es war mir nicht möglich, ihm ſeine Bitte abzuſchlagen. Sein einnehmendes und gefälliges Betragen bezaubert alle. Seit dieſer Zeit iſt er nicht wieder in mein Haus gekommen. Ich weiß zuverläßig, daß er das Geld gleich an dem nämlichen Tage am Spieltiſche verlohren hat.

Darüber erſchrecke ich, und wünſche ſehr, ihn zu ſprechen. Sollte man ſein Logis nicht ausfindig machen können?

O ja, darum wird gewis einer von meinen Bedienten wiſſen.

Ferdinandine war auch ſo glücklich, Nachricht von ſeiner Wohnung zu erhalten. Sie ſchickte zu ihm, und lies ihm ihre Ankunft melden, und ihn bitten, zu ihr zu kommen; allein, vermuthlich weil er die Lady ſcheuete, entſchuldigte er ſich mit einer Krankheit. Sie konnte nicht ruhen, und entſchloß ſich alſo, ihn in Southwark zu beſuchen. Sie fuhr zu ihm. Welcher Anblick für ſie! Ihr Bruder, der

sonst eine ganz fürtrefliche Bildung hatte, jetzt so verunstaltet; ein Gesichte, das alle Züge eines lüderlichen Lebens in sich vereint hatte, im Bette, noch mehr — seine Gesellschafter? ihr ehemaliger Entführer, der Baron von Waren und ein Arzt. Ihr Bruder sprach sehr wenig, so krank schien er zu seyn; desto mehr aber der Baron, der sich unendlich erfreuete, sie wieder zu sehen und der vorigen Zeiten nicht mehr gedachte. Der Arzt versicherte, daß er nach aller Wahrscheinlichkeit ein hitziges Fieber bey ihrem Bruder vermuthete. Darüber betrübte sie sich sehr, wünschte ihm baldige Besserung, verabschiedete sich, und versprach, ihn nächstens wieder zu besuchen. Sie hatte sich also in ihrem Erwarten sehr getäuscht. In London glaubte sie, sich für ihre ehemaligen jammervollen Tage schadlos zu halten, und hatte nun schon wieder ein neues Leiden; denn ihren Bruder liebte sie sehr, und glaubte, daß er, bey wiedererlangter Gesundheit, sich in Absicht seiner Lebensart bessern würde. Das Beyspiel ihres verstorbenen Gemals war ihr noch in frischen Andenken. Sie erzählte auch der Lady, daß sie den Baron von Waren bey ihrem Bruder angetroffen habe. Das war ihr aber nichts neues; denn sie wußte schon längst, daß dieser sein bester Freund und täglicher Spielgesellschafter sey. Kein Tag vergieng, an welchem sie sich nicht nach dem Wohlseyn ihres Bruders hätte erkundigen lassen; beständig aber bekam sie traurige Nachrichten. Nach

vierzehn

vierzehn Tagen fuhr sie gegen Abend wieder zu ihm. Die Lady wartete mit der Abendmalzeit auf sie, und wußte nicht, was sie denken sollte, da sie so lange wegblieb. Endlich erfuhr sie, daß ihre Equipage schon längst wiederzurück sey. Sie lies also den Kutscher vor sich kommen und befragte ihn. Dieser sagte: daß, so bald als er die Gräfinn an Ort und Stelle gebracht, ein fremder Bedienter ihm gemeldet: er könne wieder nach Hause fahren, die Frau Gräfinn werde hier verweilen, und mit der Equipage ihres Bruders zurückkommen. Die Angst der Lady ward nun noch gröſſer. Sogleich schickte sie an Ferdinandinens Bruder, und lies sich bey ihm erkundigen; allein der Bediente brachte die Nachricht: die Frau Gräfinn sey schon um sechs Uhr weggefahren. Nun wußte sie nicht, was sie denken sollte. In dieser Unruh blieb sie sechs Tage. Dann bekam sie von ihr folgenden Brief:

Meine liebste Freundinn!

Ach Gott! verfolgt mich doch ein Unglück nach dem andern! Mein Herz schwimmt jetzt ganz in Thränen, und bald wankt mein Vertrauen auf eine göttliche Vorsicht. Womit habe ich solche harte Züchtigungen des Himmels verdient? So viel als mir nur möglich gewesen ist, habe ich mich der Tugend und Rechtschaffenheit des Lebens befliſſen. Ist das der Lohn? Doch wozu diese Kla-

gen? Freylich unschuldig und dabey unglücklich seyn, ist ein Schicksal, das dem Geschmack der Natur nicht entspricht; denn diese beyden Ideen kann sie nicht vereinbaren. Uebrigens sind wir Menschen in den Augen Gottes nie so unschuldig, daß wir nicht einiges Ungemach verdienten. Was will ich also meine Unschuld in Anschlag bringen? Gott hat mir schon in meinem Leben so manche schwehre Lasten aufgelegt, er hat sie mir aber auch ertragen helfen. Auch jetzt hat mich die Hand der Vorsicht glücklich errettet. Was denken Sie von mir? Wo bin ich? Seit vier Tagen so plötzlich von Ihnen entfernt? Rathen Sie, Freundinn! Doch, das ist nicht möglich. Ich will Ihnen also meine gehabten Schicksale erzählen:

Als ich mich Abends ohngefähr um sechs Uhr von meinem Bruder verabschiedete, begab ich mich in den Wagen, in der gewissen Hoffnung, daß es Ihre Equipäge sey, die auf mich warte. Finster war es, die Straßen waren mir nicht bekannt. Der Kutscher fuhr schnell, es ward mir zu lange, ich schrie stille zu halten: allein desto schneller fuhr er. Der Bediente drohete, wenn ich mich nicht ruhig verhalten würde, so würde ich mich einer schlechten Behandlung aussetzen. Was sollte ich machen? Ich mußte mein Schicksal abwarten. Kaum hatte ich mich eine Stunde von London entfernt, so kam

Jemand

Jemand auf den Wagen zugeritten. Halt still! sprach er, so stieg er von dem Pferde, darauf sich der Bediente setzte, nahete sich der Kutsche, und bat um Erlaubniß, mir Gesellschaft leisten zu dürfen. Ach, liebste Freundinn! das war der Baron von Waren. Stellen Sie sich mein Schrecken vor! Doch diesmal spielte ich meine Rolle besser als ehedem. Hier ist unsre gehabte Unterredung.

Verzeihen Sie, meine beste Gräfinn! daß ich diesen neuen Versuch mache, mich Ihrer zu vergewissern. Das ist eine Folge meiner zärtlichen Liebe.

Aber, Herr Waren! was brauchten Sie denn Ihre Absicht auf diese Art auszuführen? Sie wußten ja meine jetzigen Umstände?

Wie so, Ihre jetzigen Umstände?

Sie wissen doch, daß ich jetzt frey bin, und von meiner Liebe zu Ihnen, dächt' ich, wären Sie auch überzeugt? Erinnern Sie sich doch der vorigen Zeiten!

Ja, daß weiß ich, meine liebe Gräfinn! allein, stand es nicht auch vormals in Ihrem Belieben, sich mit mir zu vermälen?

Nein, damals lebte noch mein Gatte, und meine Pflegeältern, aber jetzt?

O, darf ich hoffen?

Hätten Sie sich nur nicht des Mittels einer neuen Entführung bedient, und lieber erst einen Versuch gemacht, und mir ihre Absicht entdeckt!

Das habe ich nicht gewagt, weil ich glaubte, abschlägige Antwort zu bekommen. Ich bitte also nochmals um Verzeihung. Wollen Sie sich nun entschliessen, die Meinige zu werden?

Gern, mein lieber Herr Baron! allein, was wird man in London von mir denken?

O das hat nichts zu bedeuten.

Ich bitte um Verzeihung, meine Ehre bringe ich gar hoch in Anschlag.

Was Ehre?

Allerdings; denn was hält man von einem Frauenzimmer unter meinen jetzigen Umständen? Können Sie sich nicht entschliessen, so gleich wieder zurückzukehren? Hier ist meine Hand, ich verspreche, mich mit Ihnen zu verbinden.

Um Vergebung, liebe Gräfinn! mein ehemaliges Schicksal hat mich gelehrt, hier ein Mistrauen in Ihre Worte zu setzen. Das kann diesmal nicht geschehen.

Nicht? Ich bitte.

Nein, diesmal ist's unmöglich. Entschliessen Sie sich!

Gleich,

Gleich, Herr Baron! nur nicht unter dieſen Umſtänden.

Ey, was Umſtände hin, Umſtände her, ich weiß kein ander Mittel!

Nun gut, ſo will ich folgenden Vorſchlag thun: Ich will nicht erſt wieder nach London reiſen, ſondern in dem nächſten Dorfe ſogleich an meine Freundinn die Lady W. . ſchreiben, ihr meine Abſicht melden, und meinen Sohn hieher kommen laſſen.

Und dann?

Dann reiſen Sie mit mir zurück auf mein Gut, wo wir unſere Vermälung vollziehen wollen.

Iſt das Ihr Ernſt?

Ja, hier iſt meine Hand! Ich bin nun die Ihrige.

Ach Gott, meine beſte Ferdinandine! erlauben Sie mir nun dieſe Sprache der Zärtlichkeit, mein Glück iſt durch Sie gemacht.

Aber, mein lieber Herr Baron! eine Bitte, darf ich ſie wagen?

O, meine Beſte, bitten Sie, was Sie wollen.

Ihr Leben müſſen Sie ändern, wenn ich Sie als Gatten lieben ſoll.

Wie ſo?

Sie müſſen dem allzugroßen Hange zum Spielen ganz entſagen.

Gern,

Gern, gute Ferdinandine! Alle Charten seyn nun verflucht! Ich habe nun durch sie mein Glück gemacht.

Wie so, haben Sie viel gewonnen?

Unendlich viel, meine liebe Ferdinandine!

Ach, mein lieber Baron! die Schätze, die man durch das Spiel erwirbt, gereichen nie zu unserm Glück.

Hat nichts zu sagen. Der Schatz, den ich gewonnen habe, macht hier eine Ausnahme.

Nein, mein Freund! das glauben Sie nicht; Ihre durch das Spiel erworbenen Schätze kommen nie unter mein Vermögen!

Dieser Schatz ist von Ihrem Vermögen unzertrennlich.

Wie so? Das ist mir Räthsel, was meynen Sie für einen Schatz?

Sie selbst, meine Beste! sind der Schatz, den ich im Spiel erworben habe.

So, so! Ja, wenn Sie meine künftige Verbindung für ein Glück halten, dann können Sie sie freylich dem Spiele des Glücks zuschreiben.

Nein, so meyne ich es nicht. Bey dem Faro Tisch habe ich Sie gewonnen.

Wie?

O, erschrecken Sie nicht! die Sache ist nicht so gefährlich als Sie glauben.

Sagen

Sagen Sie mir dies doch deutlicher.

Gut, weil Sie so befehlen. Zwey Tage nach Ihrer Ankunft in London spielte ich in einer grossen Gesellschaft Faro. Ich war glücklich, und gewann einem gewissen guten Freunde 100 Guineen ab.

Das ist erstaunend! In einem Abend so viel Geld? und —

Dieser gute Freund konnte mich nicht bezahlen, versprach mir aber, wenn ich ihm diese Schuld erlassen würde, Gelegenheit zu verschaffen, die Gräfinn von Nolten zu entführen. Ich nahm diesen Vorschlag an. Mein Freund hat Wort gehalten. Auf diese Art habe ich mein Glück gemacht. Nun will ich in meinem Leben keine Charte wieder anrühren.

So? aber wer ist denn der gute Freund?

Erlauben Sie, daß ich seinen Namen verschweige.

Das würde ich sehr übel nehmen, wenn Sie noch gegen mich zurückhaltend seyn wollten, da Sie wissen, in was für Verbindung wir nun mit einander stehn.

Ich habe mein Wort gegeben, dies zu verschweigen.

Gut, könnte es von übeln Folgen seyn, wenn Sie mir dies Geheimniß entdeckten?

Allerdings.

Nun,

Nun, so verſpreche ich Ihnen, daß ich hiervon keinen übeln Gebrauch machen will.

J, wenn das iſt.

Ja, darauf können Sie ſich verlaſſen. Wer war denn alſo der gute Freund?

Ihr Bruder, liebſte Ferdinandine!

Mein Bruder? So? verkauft er ſeine Schweſter? Nur gut, daß Sie dieſen Kauf gethan, und nicht etwa ein anderer, den ich nicht leiden könnte.

Stellen Sie ſich vor, liebſte Freundinn! mein Bruder iſt ſo niederträchtig. Hier mußte ich mir die gröſte Gewalt anthun, meinen gerechten Zorn zu unterdrücken. Doch diesmal glückte mirs in der Verſtellung, die ich ſonſt wie die Peſt haſſe. Ich machte den Baron immer ſicherer. So kamen wir endlich in Chelſea an. Hier that er ſelbſt den Vorſchlag zu bleiben, und einen Brief an Sie zu ſchreiben. Ich bat mir alſo von dem Wirth die hierzu nöthigen Schreibematerialien aus, und verſprach, den Brief nicht eher zuzuſiegeln, bis er ihn geleſen hätte. Dadurch kriegte er noch mehr Zutrauen. Weil nun in dieſem ſchönen Dorfe wie bekannt, ein groſes Hospital für Invaliden und ein fürtreflicher mediziniſcher Garten iſt, ſo machte er hievon Gebrauch, und ſahe ſich in ſelbigen um.

Dieſe

Dieſe Gelegenheit nutzte ich, erzählte in gröſter Geſchwindigkeit dem Wirth mein Schickſal, gab ihm meine Börſe, und verſprach ihm noch 100 Guineen, wenn er ſogleich dafür ſorgte, daß der Baron, mein Entführer, arretirt würde. In aller Stille machte er dazu Anſtalt, und bey des Barons Zurückkunft wartete ſchon die Wache auf ihn. Ich aber entfernte mich, ohne ihn wieder geſehn zu haben, und begab mich in das Invaliden-Haus. Hier wurde ich von dem Vorſteher deſſelben recht gut aufgenommen. So bin ich den Händen dieſes Barbaren glücklich entkommen. Unglücklich will ich ihn nicht machen, nein die Sache ſoll verſchwiegen bleiben; aber, liebſte Freundinn! nach London komme ich nun nicht wieder, ſondern ich werde ſo gleich von hier zurück auf mein Gut gehn. Erweiſen Sie mir alſo den letzten Freundſchaftsdienſt, befehlen Sie meiner Bedienung, meine Sachen einzupacken, und kommen Sie zu mir, daß ich Sie noch einmal ſehen und umarmen kann. Sorgen Sie ja, daß mein lieber Sohn, bey der jetzigen rauhen Witterung, keinen Schaden an ſeiner Geſundheit leidet. Ach, liebſte Freundinn! verlaſſen Sie mich ja nicht. Nie vergeſſe ich dieſe Freundſchaft. Alſo ſehe ich Sie vielleicht Morgen? So viel als möglich halten Sie mein Schickſal geheim. Ich möchte nicht gern den Baron unglücklich machen, und meinen Bruder in übeln Ruf brin-

bringen. Adieu, meine Veste! Gott bringe Sie glücklich zu mir!'

Ferdinandine.

Die Lady erstaunte bey dieser Nachricht, und setzte ohne Verzug Ferdinandinens Bitte in Erfüllung. Sie gab Befehl, ihre Sachen einzupacken und kam also zwey Tage darauf in Chelsea bey ihrer Freundinn an. Nun machte Ferdinandine Anstalt zu ihrer Abreise, ohnerachtet sie die Lady sehr bat, wieder nach London zurückzukehren: bezahlte alle, bey der Arretirung verursachten Unkosten, machte allen, die dabey interessirt waren, reiche Präsente, und bat, den Baron noch acht Tage im Arrest zu behalten, und ihn alsdann erst loszulassen. Zuvor schrieb sie aber noch an selbigen folgenden Brief:

Herr Baron!

Auch diesesmal sind Sie nicht so glücklich gewesen, Ihren Entschluß auszuführen. Geben Sie nun ja alle Hoffnung auf, und ändern Sie Ihr Leben. Unglücklich sollen Sie durch mich nicht werden. Ich habe solche Verfügungen getroffen, daß der zeitherige Arrest die einzige Strafe für Ihr schlechtes Verhalten seyn soll. Damit Sie die 100 Guineen, die Sie meinem Bruder im Spiel abgewonnen haben, nicht einbüssen, so erhalten Sie selbige inliegend. Lernen Sie an dem schlechten und widernatürlichen Betragen meines Bruders

gegen

gegen mich, die unglücklichen Folgen der Spielsucht kennen, und hören Sie auf, Ihr Glück der Charte anzuvertrauen. Ihnen sowohl als meinem Bruder habe ich vergeben. Vielleicht sehe ich Sie in meinem Leben nicht wieder, drum wünsche ich, daß Sie, bey einer gefühlvollen Reue über Ihr Leben, jederzeit recht glücklich und wohl leben mögen!

Ferdinandine Gräf. v. Molten.

Sie gab auch ihrem Bruder Nachricht von ihrer Abreise, und schrieb an ihn also:

Guter Bruder!

Wie ist es möglich, daß Du mich, Deine Dich so zärtlich liebende Schwester, an den Baron von Waren, diese so niederträchtige Seele, hast verhandeln können? Hatte ich noch nicht genug gelitten? War mein Unglück noch nicht groß genug, daß es mein Bruder, mein einziger lieber Bruder, vergrößern mußte. Bruder! Bruder! wie? schlägt Dein Herz nicht? Verdammt es Dich nicht selbst? Gott lob, ich bin den barbarischen Anschlägen des Barons glücklich entgangen! Die 100 Guineen, die Du ihm schuldig warst, habe ich dem Niederträchtigen bezahlt, und hierbey überschicke ich Dir funfzig Guineen zum Präsent. Morgen reise ich zurück auf mein Gut. Gefällt es Dir, Dein Leben

bey mir zuzubringen, so kommt es auf Dich an. Denke nicht, daß ich auf Dich böse bin; nein, Bruder! ich habe die Quelle Deines schlechten Betzeigens gegen mich entdeckt, und verzeihe Dir gern. Aber, mein Bruder! entsage dem Spiel. Zu was für Ausschweifungen kann das nicht das beste Herz verführen! Willst Du also, so kannst Du recht glücklich leben bey

Deiner

Dich
zärtlich liebenden Schwester,
Ferdinandine.

Den Tag darauf trennten sich diese zwey sich so ausserordentlich liebende Freundinnen. Auf beyden Seiten wurden viele Zähren vergossen. Die Hoffnung, sich wieder zu sehn, war nun verschwunden; denn Ferdinandine, ihrer unglücklichen Reisen überdrüßig, war vest entschlossen, ihre Lebenstage auf ihrem Gute zuzubringen, und die Lady war, nach ihren schwächlichen Gesundheits-Umständen, nicht im Stande, eine so weite Reise nach Deutschland zu machen. Also auf ewig nahmen sie in den zärtlichsten Ausdrücken der Freundschaft von einander Abschied. So trat Ferdinandine ihre letzte Reise zur See an. Sie hatte das Glück, guten Wind zu haben, und kam also, wider alles Erwarten, in Hamburg sehr zeitig an. Hier kehrte sie bey dem Kaufmann Vale,

in deſſen Hauſe ſie ihren ehemaligen Gemal das erſtemal wieder ſah, ein, und freuete ſich ſehr, ihrem Gute nun ſo nahe zu ſeyn. Sie kaufte ſich vier ſchöne Pferde, und einen Wagen, und trat nach ſechs Tagen ihre Reiſe nach W — an. Ohngefähr drey Stunden von F — begegneten ihr unterwegs ſechs Frachtwagen. Der unvorſichtige Kutſcher war dieſen ſo nahe gekommen, daß ſie ein Unglück befürchtete, und nebſt ihrem Kinde und der Kammerjungfer aus dem Wagen ſtieg. Kaum hatte ſie ſelbigen verlaſſen, ſo wurden die jungen raſchen Pferde wild, der Kutſcher konnte ſie nicht aufhalten, ſie giengen durch, und nahmen einen ganz andern Weg. Kurz, weder Kutſcher, Pferde noch Wagen waren mehr zu ſehen. Wieder ein neues Unglück für Ferdinandinen! Sie betrübte ſich nicht über den Verluſt ihrer Pferde, Wagen und Schatulle, nein, das waren jetzt in ihren Augen Kleinigkeiten; aber die Gefahr, in welche das Leben ihres Kindes, bey der kalten Witterung, kommen könnte — das war es, was ſie kränkte. Was nun? Sie mußte die Reiſe zu Fuße machen, und erwarten, ob ſie ihre Pferde wiederkriegen würde. So gieng ſie eine Stunde. Sie mußte einen kleinen Wald paßiren. Hier begegnete ihr ein neues trauriges Schickſal. Drey Räuber eilten auf ſie zu, verlangten ihr Geld und droheten ihr den Tod. Zum größten Unglück hatte ſie nichts bey ſich, und mit der ſchlechten Börſe ihrer Kammerjungfer waren ſie nicht zu-

frieden. Sie fiel auf ihre Knie, und bat um Gottes Willen, ihres Lebens zu ſchonen. Sie trauten ihren Worten nicht, ſondern viſitirten ſie ſorgfältig, allein ſie fanden nichts. Nun ſo ziehen wir ſie aus, und tödten vor ihren Augen ihr Kind. Ach Gott! ſchont nur meines Kindes, und raubt mir lieber mein Leben! ſo bat ſie unter tauſend Thränen. Einer von dieſen Böſewichtern hatte noch ein empfindſames Herz; wurde hierdurch zum Mitleiden bewogen; bat ſelbſt bey ſeinen Kameraden für das Leben dieſes Kindes, und entfernte ſich einige Schritte mit Ferdinandinen. Hier fragte er ſie nach ihrem Stande, Orte ihres Aufenthalts, und nach ihren Vermögens-Umſtänden. Dann kam er wieder mit ihr zu der Geſellſchaft zurück, und fragte auf die nämliche Art die Kammerjungfer. Da er nun die Ausſagen beyder übereinſtimmend gefunden hatte, ſo that er den Vorſchlag, daß, wenn ihnen die Gräfinn eine gewiſſe Summe Geldes verſprechen würde, ſie wieder frey ſeyn ſollte. Ja, ſagten die zwey andern, verſprechen kann ſie leicht; allein wird ſie auch ihr Verſprechen halten? An wen ſoll ſie das Geld ſchicken? Wer von uns wird ſeinen Namen bekannt machen? Ja, erwiederte Ferdinandine, gern wollte ich euch geben, was ihr verlangtet, wenn es auch tauſend Thaler wären. O, ſo viel verlangen wir nicht, wäre es nur die Hälfte. Aber, wie ſollen wir das kriegen? Das iſt eben die Sache. Wie, wenn einer von euch

auf

auf mein Gut käme? Dafür danken wir, daß ſie uns alsdann arretiren lieſſen? Nein, da gebe ich mein Wort, das ſoll nicht geſchehen. Aber, auf ihr Wort können wir uns nicht verlaſſen. Doch, ich weiß einen andern Vorſchlag zur Güte, ſprach der noch etwas gut geſinnte Räuber: Erſtlich, ſchwören ſie uns, daß ſie uns nicht verrathen wollen. Ach, lieben Leute! ſchwören kann ich nicht; der Eyd iſt mir zu heilig. Nun gut, wenn ſie nicht wollen, ſo iſt es um das Leben ihres Kindes geſchehen. Ach nein, ich bitte um Gottes Willen, lieber will ich ſchwören. Sie that es auch. Einer von dieſen Grauſamen ſagte den Eyd vor, ſie mußte ihn nachſprechen. Ihr mußte die Kammerjungfer nachfolgen. Nun gut, fuhr er fort, gehen ſie hin in das nächſte Dorf F — da iſt ein Prediger, der Kutſche und Pferde hat, gern läßt er ſie auf ihr Gut bringen; aber ihr Kind und die Kammerjungfer behalten wir zum Unterpfand. Dieſe wollen wir in K —, einem Dorfe, das ſeitwärts ohngefähr drey Stunden von hier entfernt iſt, in dem Gaſthofe unterbringen, und unterdeſſen Geld ſo viel als nöthig iſt, vorſchieſſen. Einer von uns giebt ſich für den Bruder der Jungfer aus, und ſo lange bis ſie Geld an ſie ſchicken, bleibt ſie mit dem Kinde bey uns. Das war für Ferdinandinen ein ſehr trauriger Vorſchlag. Doch was war zu thun? Unter tauſend Thränen küßte ſie ihren lieben Sohn, bat die Kammerjungfer, ſich deſſelben ſorgfältigſt anzunehmen,

und verſprach, den Räubern mehr zu ſchicken als ſie verlangt. So ging die Kammerjungfer mit dem Kinde, in Geſellſchaft der Räuber nach K — ſie aber ganz allein nach F — Sie folgte dem ertheilten Rathe und fragte in dieſem Dorfe nach der Pfarr-Wohnung. Der Prediger, ein noch junger artiger Mann und ſeine Gattinn nahmen ſie liebreich auf, und hatten Mitleiden mit ihr, als ſie ihnen ihre Fatalität mit den Pferden erzählte. Sie trugen alle mir mögliche Sorgfalt, ſelbige ausfindig zu machen; allein umſonſt. Doch das war ihre geringſte Sorge, nur das Anliegen, das ſie verſchweigen mußte, beklemmte ihr Herz. Sie trug dem Prediger an, ſie auf ihr Gut fahren zu laſſen, und verſprach für dieſe Gefälligkeit eine reichliche Belohnung. Er that es, und ſchoß ihr noch dazu 100 Thaler zu ihrer Reiſe vor. So fuhr ſie mit ſeiner Equipage bis zu der nächſten Poſtſtation. Hier nahm ſie Extrapoſt, und kam in W — glücklich an. Welche angenehme Ueberraſchung für ihren Vater! Er hatte ſich zwar ſchon zur Ruhe begeben; allein Ferdinandine ging hin vor ſein Bette, und umarmte ihn unter tauſend Freuden-Thränen. Sogleich ſollte nun ein Wagen nach K — abgehn, um die Kammer-Jungfer nebſt dem Kinde abzuholen; allein zu ihrem größten Mißvergnügen hatte ihr Vater, aus zu guter Oekonomie, die Kutſchpferde abgeſchaft. Sie ſchickte alſo ungeſäumt zu ihrer guten Freundinn, der Frau von B.. ließ ihr ihre Ankunft melden, und bat

ſich, zu einer gewiſſen Reiſe, ihre Kutſche und Pferde aus. Sie kamen den andern Tag an. In einem kleinen Briefe an ihre Kammerjungfer verſiegelte ſie tauſend Thaler. So ging der Wagen ab. Das war für den Vater ein Räthſel. Ferdinandine gab eine ihrer Kammerjungfer zugeſtoßene Krankheit vor, und ſagte ihm von ihrem Sohne nichts. Nun ward ihr die Zeit lang, ehe ſie ihr Kind wieder ſahe. Ihr Vater betrübte ſich nicht wenig, als er ſeine Tochter ſo traurig und mißvergnügt ſahe, und die Urſache davon nicht errathen konnte. So vergingen ſechs Tage; dann kam Mittags, eben da ſie mit ihrem guten Vater bey Tiſche ſaß, eine Kutſche. Geſchwind an das Fenſter. Ja ſie iſt's — Zur Thür hinaus — ja, ja, er lebt noch — ſo nahm ſie ihren kleinen Sohn aus den Armen der Kammerjungfer, und eilte zu ihrem Vater. Hier, mein lieber Vater! hier iſt ihr Enkel, den mir Gott geſchenkt hat, ich empfehle ihn ihrer Liebe. Gott hat mich ſehr betrübt; aber das Leben dieſes Kindes hält mich für alle Leiden, die ich ausgeſtanden habe, ſchadlos. Nun fing der gute alte Vater aufs neue zu leben an, und die Gräfinn ſuchte ihm den Reſt ſeiner Tage vergnügt zu machen. Auf ihrer Seite war das der rührendſte Anblick, wenn ſie ſahe, wie ihr lieber Sohn ſeinen Großvater, der ihn auf den Armen trug, liebkoſete, und wie dieſer, als Greis, ſich ſo gut zu den Jahren der Kindheit herabzuſtimmen wußte.

Schon seit zwanzig Wochen war die Prediger-Stelle in W — vakant. Ihr Vater hatte sie nicht eher wieder besetzen wollen, als bis er ihr davon Nachricht ertheilt hätte. Jetzt machte sie davon Gebrauch, schrieb an den Pastor Willig in J — schickte ihm nicht nur die geborgten einhundert Thaler mit dem wärmsten Danke wieder, sondern machte ihm noch überdies ein Präsent von funfzig Dukaten, und trug ihm diese Stelle an. Da seine jährlichen Revenüen sich jetzt nur auf dreyhundert Thaler beliefen; so war ihm diese gütige Offerte der Gräfinn sehr angenehm. Wenige Wochen darauf hielt er seinen Anzug. Er war ganz nach dem Geschmack der Gräfinn: Er predigte gut, war ein fürtreflicher Gesellschafter, und sein Lebenswandel zeichnete sich durch Rechtschaffenheit aus. Ein seltner Fall, wenn man diese drey Stücke in einem Prediger vereinbart findet!

Der sechszehnte Februar war der Geburtstag ihres Vaters. Diesen feyerte sie, bat die sämmtliche Noblesse in dasiger Gegend zu sich, und scheuete bey dieser Gelegenheit, ohnerachtet sie sonst die Verschwendung haßte, keine Kosten. Ihr Vater weigerte sich, dieser großen Gesellschaft beyzuwohnen; allein Ferdinandine und die Frau von B.. baten ihn so lange, bis er sich entschloß, sich mit zu Tische zu setzen. Er ließ sich bereden, und die ganze Gesellschaft wies diesem ehrwürdigen Vater die oberste Stelle an. Er wußte nicht, daß dieser so festliche Tag ihm zu

Ehren

Ehren gefeyert wurde, und erſchrak nicht wenig, als ein ungeheurer großer Kuchen, auf welchem vier und ſiebenzig Wachslichter brannten, in das Zimmer hineingebracht wurde. Alle ſtanden auf, mit vollen Gläſern in den Händen tranken ſie: es lebe unſer guter Vater Ferdinand! Wie rührend war dieſes für alle Anweſende! Ferdinandine eilte zu ihm, küßte ihren guten Vater, benetzte mit Freuden-Thränen ſeine Wangen, und wünſchte ihm zu ſeinem Geburtstage Glück. Was that er? Er weinte, und ſeine Thränen waren ſein Dank. Noch mehr, nun kam auch ſein kleiner Enkel, und brachte den von ſeiner Mutter gelernten Glückwunſch vor: Es gebe meinem lieben Großvater wohl! Hier wurde er aufs neue gerührt. So ward dieſes Feſt vergnügt vollbracht. Nach Tiſche beſchäftigte ſich der Vater mit ſeinen lieben Enkel, und trug ihn auf den Armen. Er wies mit ſeinen kleinen Fingern nach dem Fenſter zu. Der Vater öfnete ſelbiges, und freuete ſich, daß er ſich an ſo mancherley Gegenſtänden vergnügte. Plötzlich ſank er zur Erde, und lies ſeinen Enkel zum Fenſter hinunter fallen. Welches Schrecken! Hier den Vater, vom Schlage gerührt, todt — Ferdinandinen in Ohnmacht — und das Kind vom zweyten Stockwerk heruntergefallen, ohne Leben. Welches Klagegeſchrey! So geſchwind als möglich ward aus Hannover der Arzt geholt, er kam, allein da war keine Rettung — der Vater und ſein Enkel blieben

todt. Die Gräfinn aber erholte sich nach einer Stunde von ihrer Ohnmacht. Ganz entkräftet wurde sie in das Bette gebracht, und wußte nichts von dem, was vorgefallen war. Die Frau von B.. blieb bey ihr, und sas vor ihrem Bette.

Mein Gott! sagen Sie mir nur, meine liebe Freundinn, wie bin ich denn auf einmal so krank geworden?

Sie fielen, meine beste Ferdinandine! in eine starke Ohnmacht.

So? wo ist denn die Gesellschaft?

Vor Schrecken sind alle abgereist. Sie lassen sich Ihnen empfehlen.

Und, mein lieber Vater, wo ist der?

Vermuthlich sucht er sich zu zerstreuen. Er war sehr erschrocken.

O, lassen Sie ihn doch kommen!

Ich will es Ihnen nur sagen, er ist auch krank.

Was fehlt ihm?

Er hat — er hat — ich weiß selbst — nicht —

Was? diese Sprache ist bedenklich — ist er wohl gar todt?

Wenn dies auch wäre. Wär's Wunder bey einen so hohen Alter?

Nein,

Nein, aber ſagen Sie mir nur, was mit ihm vorgegangen iſt?

Ach, liebe Ferdinandine! der Schlag —

Der Schlag hat ihn gerührt? — todt? —

Ja todt — drum fielen Sie auch in Ohnmacht.

Ach, mein Vater! mein Vater! Iſt keine Rettung da?

Nein, alles vergebens.

Nun gut, das hat Gott gethan. Vielleicht komm ich auch bald zu ihm.

O, weinen Sie nicht!

Nicht weinen? Freundinn! Um einen Vater, einen ſo guten Vater, nicht eine Thräne vergieſſen? Warlich, meine liebe V.. das hieſſe der Menſchheit trotzen, und aufhören, ein Menſch zu ſeyn. Doch — Troſt für mich! er hat lange genug gelebt, und iſt nun bey Gott, da geht es ihm wohl. Aber, wenn Sie doch meinen Sohn zu mir kommen lieſſen?

Er ſchläft, meine liebe Ferdinandine.

Jetzt ſchläft er? Eine ganz ungewöhnliche Zeit! Doch —

Hier überfiel ſie ſelbſt der Schlaf. Erſt um ſechs Uhr erwachte ſie wieder. Ihr erſtes Wort war: Meinen Sohn! Nun wußte ſich die Frau von V.. nicht zu helfen.

Sie sehn ja so traurig aus.

Ja, meine Beste! Denken Sie nicht, daß ich an Ihrem Schicksale Antheil nehme?

Das glaube ich; aber das ist nun nicht zu ändern. Mir kommt kein Unglück so unerwartet, daß ich nicht die Kunst gelernt hätte, mich zu fassen.

Das ist was ausserordentliches; also betrüben Sie sich nun nicht mehr über den Tod Ihres Vaters?

Nein, das ist vorbey. Schon längst konnte ich mir nichts anders vermuthen. Aber nun — meinen Sohn!

Ach! liebe Freundinn!

Was? wieder ein Ach? ich will doch nicht hoffen, daß auch dieser gestorben ist?

Ach, Freundinn, — ja — leider!

O Gott! mein Sohn, mein Sohn!

Hier sank sie abermals in Ohnmacht. Diese hielt aber nicht lange an, und war auch von der vorigem darinn unterschieden, daß sie sich noch ihrer letzten Unterredung bewußt war. Sie kam wieder zu sich, weinte und fragte:

Mein lieber Sohn ist todt? Wie? so plötzlich?

Ja, meine liebe Ferdinandine! Ihr Vater hielt ihn in seinen Armen, stand an dem Fenster, und wie er von dem Schlag gerührt nieder-

niederſank, entfiel ihm Ihr Kind aus dem Armen zum Fenſter hinaus.

O! welch ein erſchrecklicher Tod! Gott ſtehe mir nun bey, daß ich dieſe harte Verſuchung ſo ertrage, daß mein Vertrauen zu ihm nicht wanke. So folgt ein Schlag auf den andern. Ach! mein Sohn, mein Sohn!

Nur getroſt, meine Beſte! Wer kann wider Gott?

Leicht geſagt! aber die Macht dieſer Worte unter dem Drucke der Leiden fühlen — das iſt Kunſt. Das Herz — ach! mein Sohn! Doch — was beklage ich mich? Gott hat mir dadurch meinen Tod erleichtert; denn wie unangenehm würde es für mich geweſen ſeyn, wenn ich geſtorben wäre, und mich von meinem Sohne hätte trennen müſſen? Bald, bald, mein liebes Kind! werde ich Dir nachfolgen! Denken Sie an mich, liebſte Freundinn! nun iſt auch mein Ende nicht mehr weit entfernt.

O, meine Ferdinandine! reden Sie nicht von Ihrem nahen Tode. Das iſt die gewöhnliche Sprache, die man führt, wenn man ſich unter dem Drucke der Leiden befindet.

Ja, aber denken Sie an mich, ich mache hier eine Ausnahme.

Das wird ſich mit der Zeit ſchon geben.

Ferdi-

Ferdinandiste wurde zwar wieder gesund; aber ihre ehemalige Heiterkeit verlies sie ganz. Sie fand an nichts mehr Vergnügen, selbst ihr angenehmer Wohnsitz hatte keine Reitze für sie. Sie entfernte sich von aller Gesellschaft, und der Umgang mit ihrer Freundinn der Frau von B.. war ihr zur Last. Stets beschäftigte sie sich mit Gedanken des Todes, und ihr Prediger, dessen Besuch sie noch allen andern vorzog, konnte ihr keinen grössern Gefallen thun, als wenn er sie mit Gegenständen der Religion unterhielt. Sie hatte nun keinen ihrer Anverwanden mehr als ihren Bruder. Den wünschte sie zu sehen, und schrieb an ihn folgenden Brief:

Mein guter Bruder!

Du bist nun noch der einzige meiner Anverwanden, den ich auf der Welt habe. Unser guter Vater ist an seinem Geburtstage plötzlich von einem Schlagflusse gerührt, gestorben, und meines lieben Sohns hat mich Gott auch beraubt. Ach! liebster Bruder! was ist doch unser Leben? Ein ewiger Streit mit dem Unglück, und dann — der Tod. Unsre Aeltern gehen vor uns hin in die Ewigkeit, und bald kommt die Reihe an uns. Ja, der Tod handelt nicht einmal nach Grundsätzen. Das zarte Kind in der Wiege; der rasche Jüngling; der muntre Mann; der kraftlose Greis: alle sind seinem strengen Befehle, ohne sich weigern zu dürfen,

unter-

unterworfen. Ein ander Leben wartet auf uns, und das jetzige iſt die Vorbereitung dazu. Dieſe entſcheidet unſer Glück und Unglück in der Ewigkeit. Wie, Bruder! wozu dieſe Betrachtung? Von jeher habe ich ſie in der Stille bey mir angeſtellt, und meine mancherley traurigen Umſtände haben mich ſehr früh mit dem Tode ſchon bekannt gemacht. Dieſerwegen ſchätze ich mich vorzüglich jetzt, da ich dieſe Welt bald zu verlaſſen glaube, glücklich, und wünſche nichts mehr, als noch vor meinem Ende ſo glücklich zu ſeyn, einen Beytrag zu Deinem wahren wohl zu thun. Was die Güter dieſer Welt betrift, ſo ſollſt Du durch mich glücklich werden; denn nächſtens mache ich ein Teſtament, und ſetze Dich zum Univerſalerben meines Vermögens ein; aber, liebſter Bruder! dieſes Glück, zu welchem ich Dir verhelfe, iſt nichts als Blendwerk, und angenehme Täuſcherey. Es wird Dir ein ſorgenfreyes und bequemes Leben verſchaffen; allein je länger Du in dem Beſitz deſſelben ſeyn wirſt, deſtomehr wirſt Du deſſen Reitze verkennen. Man bleibt nicht ewig in dieſer Welt. Die Güter bleiben zurück, und wir müſſen Sie verlaſſen. Wohin alsdann? Hier, mein guter Bruder! gehe in Dich! Du biſt durch Verführung unglücklich geworden: Deine Seele iſt ganz verſtimmt, und Dein Herz iſt nicht mehr ſo, wie ſonſt: die Ehrfurcht gegen Gott und Religion, die Liebe zu der

Tugend

Tugend und der Rechtschaffenheit hast Du aufgegeben: Dein Gewissen schweigt jetzt bey den gröſsten Ausschweifungen. Wird es aber stets schweigen? Werden nicht Stunden kommen, wo Du über Dein Leben vernünftig nachdenken mußt? Stunden, wo Du, wenn Du auch wolltest, nicht im Stande seyn wirst, Dich durch Zerstreuungen wider die Vorwürfe Deines Gewissens in Sicherheit zu setzen? Zweifelst Du daran? Ach, lieber Bruder! thue doch nur einen Blick auf das Krankenbette. Wirst Du wohl, bey Deiner ohnedem schon geschwächten Gesundheit, diesem entgehen? und gesetzt, Du entgiengst ihm — gut, kannst Du denn dem Tode entgehen? Was ist dieser für einen Menschen, der am Rande des Grabes auf sein in Sünden verschleudertes Leben zurücksieht? Verzweiflung! Ach, Bruder! in der Ewigkeit wünsche ich Dich einmal zu sehen. Höre also auf, ein Verächter der Religion, und ein Feind der Tugend zu seyn: Entreiß Dich den Verbindungen und den Gesellschaften, wo der Satan den Vorsitz hat, und ändre Dein Leben. Um ein rechtschaffener guter Mensch zu seyn, braucht man nicht alle Vergnügungen des Lebens aufzugeben. Nein, Bruder! dann erst, wenn uns unser Herz nicht verdammt, werden uns alle Arten des erlaubten Vergnügens weit reitzender. Mache nur einen Versuch. Ist es Dein Ernst, so muß Deine erste

Sorge

Sorge dahin gehen, alle Deine zeitherigen Verbindungen aufzugeben. Komm also zu mir, und mache mir, ehe ich sterbe, noch die Freude, Dich umarmen zu können. Gern hätte ich auch an meine liebe Lady W. . geschrieben; allein, liebster Bruder! ich bin jetzt unter solchen Umständen, die mir das Briefschreiben erschweren. Empfiehl mich also selbiger bestens, und ertheile ihr von dem Tode unsers Vaters und meines Sohns Nachricht. Lebe wohl, guter Bruder, und komm ja bald zu

Deiner

Dich

ewigliebenden Schwester,

Ferdinandine.

Zehen Tage waren verflossen, als sie ihren Vater und Sohn zu ihrer Ruhe bringen ließ. Der sechs und zwanzigste Februar war zum Begräbnißtage bestimmt. Sie verabscheuete alle Pracht, und hielt allen Aufwand bey solchen traurigen Gelegenheiten für die größte Verschwendung. Eine Standrede, und dann — die Gruft, das war alles. Hier weinte wohl die Gräfinn trostlos? Nein, erst erlaubt uns eine zu lange anhaltende Betrübniß nicht, unsre Zuflucht zu den Thränen zu nehmen. In diesem Zustande befand sich jetzt Ferdinandine. Alle Anwesende weinten laut, sie aber blieb gelassen. Ein ausserordentlich rührender Anblick war dies, als sie,

nach geendigter Standrede, ſich den beyden Särgen näherte, da auf ihre Knie fiel, beynahe eine Viertelſtunde im Stillen, in gröſter Andacht, ihre Hände faltete und betete. So warf ſie noch die letzten Blicke auf die Leichen. Bald, bald, guter Vater! ſehe ich dich wieder, und dich, meinen lieben Sohn, umarme ich in der Ewigkeit — ſo ſprach ſie, entfernte ſich und ging in ihr Zimmer. Zween Tage hierauf ward ſie von einer ſehr gefährlichen Krankheit überfallen. Eine Engbrüſtigkeit, heftiges Naſenbluten, ein ſtarker Fluß in den Lenden, und Mangel der Verdauung quälten ſie unaufhörlich. Nach dem Aderlaſſen am Fuße zeigte ſich ein mit gefährlichem Seitenſtechen verbundener Steckfluß. Sie ſahe die gefährliche Lage ihrer Geſundheitsumſtände ein, und ward gegen die Aerzte, die ihr die beſte Hoffnung machten, mißtrauiſch. Eine Vorbereitung zu ihrem Tode war nicht erſt nöthig, denn dies war ihr ganzes Leben; aber ein Teſtament? ja, das machte ſie. Der Hauptinnhalt war folgender:

„Meinen lieben Bruder ſetze ich zum Univerſal-Erben meines und meines ſeligen Gemals Vermögens ein."

„Die hieſige Kirche bekommt viertauſend Thaler."

„Für die mir in F — erwieſene Gefälligkeit, erhält der hieſige Paſtor Willig viertauſend Thaler ausgezahlt."

„Alle

„Alle Jahre bekommt der hieſige Prediger einhundert, und der Kantor funfzig Thaler, für ſich und ihre Nachkommen."

„Meine gute Freundinn, die Lady W.. in London, erhält, als ein kleines Andenken, meinen Halsſchmuck, und

„die Frau von B.. meinen großen Ring."

„Jeder meiner Domeſticken bekommt dreyhundert Thaler; die Kammerjungfer aber, wegen ihrer treugeleiſteten Dienſte, zweytauſend Thaler."

„Jeder meiner Unterthanen bis zum Kind, das über neun Jahr alt iſt, kriegt an meinem Begräbnißtage, vier Thaler ausgezahlt."

„Nach meinem Gott gebe, ſeligem Abſchiede aus dieſer Welt, verlange ich, in mein hieſiges Erbbegräbniß zwiſchen meinem Vater und Sohn geſetzt zu werden."

„Da mich mein trauriges Schickſal gelehrt hat, den Eitelkeiten der Welt zu entſagen: ſo verbitte ich, bey meinem Leichenbegängniſſe alle Pracht. Ich bin Erde, und will, nicht im prächtigen Gewande, wieder zur Erde werden."

Nichts vermuthete ſie nun mehr als ihren Tod. Iſt es dein Wille, Gott, ſo laß mich nur erſt noch vor meinem Tode, meinen Bruder ſehn! das war ihr einziger Wunſch. Ihre Entkräftung wurde ſtärker. In der Nacht vom dritten bis zum vierten März war

der periodiſche Fieberanfall heftiger, als die vorhergehenden. Zwey Aerzte, die für ihre Geſundheit wachten, glaubten, durch wiederholtes Aderlaſſen, die Krankheit zu heben. Sie machten alſo einen Verſuch; allein gleich darauf fiel die Patientin in eine Betäubung, die zwölf Stunden anhielt. Nun gaben ſie alle Hoffnung auf; zum Erſtaunen aller aber erholte ſie ſich wieder, und entgieng diesmal dem Tode glücklich. Mattigkeit und eine heftige Mikräne lies dieſe Krankheit noch zurück. Doch in wenig Tagen wurde ſie auch hievon befreyet. Es war unmöglich, daß ſie nach ihrem letzten Briefe, ihren Bruder ſchon vermuthen konnte, allein gleich auf den Brief, den ſie von Chelſea aus an ihn geſchrieben, hatte er den Entſchluß gefaßt, London zu verlaſſen, und ſich zu ſeiner Schweſter zu begeben. Unvermuthet kam er alſo den 10. März in W — an. Wie zärtlich waren auf beyden Seiten die Umarmungen!

O mein liebſter Bruder! nun will ich gern ſterben, da ich dich noch geſehen habe.

Nein, gute Schweſter! ſprich nicht vom Tode, mit dir will ich nun erſt noch recht glücklich leben.

Ach! Bruder, iſt das die Sprache des Herzens?

Ja, meine beſte Schweſter!

Faſt zweifle ich; denn, wie kannſt du mich lieben, da du es über dein Herz bringen konnteſt, mich an den Baron von Waren zu verkaufen?

Ach,

Ach, liebſte Schweſter! vergieb mir, vergieb mir! Armuth lehrt viel Böſes. Dieſe verleitete mich zu dem ſo niederträchtigen Schritt.

Wie? Armuth? da dich die Lady W. . unterſtützt?

Ja, Schweſter! das hat ſie gethan; aber das verdammte Spielen!

Und, gab ich dir nicht auch Geld?

Ja, aber leider muß ich dir's geſtehen, den Tag darauf war mir das Glück im Spiel ſo ungünſtig, daß ich alles verlohr.

Warum warſt du nicht offenherzig gegen mich?

Das wagte ich nicht. Ich glaubte, die Lady W —, der meine Lebensart gewiß nicht unbekannt war, würde dir eine ſchlechte Schilderung von mir gemacht haben. Das mußte ich fürchten.

Sie hat mir viel von dir erzählt, und dich bedauret, daß du mit dem Baron von Waren auf einem ſo vertrauten Fuß lebteſt.

Ja, das muß ich ihr zum Ruhm nachſagen, ſie hat mütterlich an mir gehandelt; aber ich war gegen alle ihre guten Vermahnungen taub. Liebſte Schweſter! du kannſt es dir gar nicht vorſtellen, wie einem Menſchen, den die Spielſucht gefeſſelt hat, zu Muthe iſt: Man iſt ſeiner nicht mächtig: Oft hatte ich Glück, dies glaubte ich zuvergrößern. Ich ſpielte weiter, verlohr alles, und machte Schulden. Ich wünſchte,

diese wieder zu bezahlen, versuchte es abermals und gab mir alle Mühe, die Gesetze, nach welchen das Glück handelt, auszuspähen. Umsonst, ich sahe gar bald ein, daß hier Fortuna nach keinen Regeln handle: Oft verfluchte ich die Charten bis in den Abgrund der Hölle, und, der Verzweiflung nahe, that ich das Gelübde, nie wieder zu spielen; allein da war mein Herz so wie das Glück im Spiel, veränderlich: Meine Spielfreunde redeten mir zu, machten mich wegen einer so thörichten Zaghaftigkeit lächerlich. Ich gab mein Gelübde auf, so sank ich immer tiefer, bis ich mich nicht mehr zu retten wußte. Dem Baron von Waren war ich viel schuldig, womit sollte ich ihn bezahlen? Verschaffen sie mir Gelegenheit, mich ihrer Schwester zu bemächtigen, so sind die Schulden bezahlt — so sprach dieser Satan zu mir. Hier, meine Beste! vergaß ich, daß du meine Schwester seyst, und spielte dich in die Hände dieses Böswichts. Gott Lob, daß du ihm so glücklich entgangen bist! Aber, darf ich Vergebung von dir hoffen, beste Schwester?

Ach, liebster Bruder! diese habe ich dir ja schon schriftlich zugesichert. Aufs neue verspreche ich dir, daß ich dieserwegen nicht die geringste Feindschaft gegen dich hegen werde. Sonst würde ich dich ja nicht gebeten haben, zu mir zukommen;

aber,

aber, guter Bruder! blickst du denn auch nun mit Abscheu auf dein voriges Leben zurück, und siehst du denn das Unglück, in welches es dich gestürzt hat, lebhaft ein?

Schwester! Schwester! meines Verstandes müßte ich beraubt seyn, wenn ich dies nicht einsehen wollte. Ich befinde mich selbst, wenn ich an mein voriges Leben zurückdenke. Mein Herz, wie du weißt, war gut; aber Paris, Paris hat es verstimmt. Hier kam ich in die Gesellschaft schlechtdenkender Leute, diese fesselten mein Herz so an sich, daß ich anfieng, alle andere ehrliebende Gesellschaften aufzugeben, und mich glücklich schätzte, wenn ich nur in dem Cirkel dieser schlechtdenkenden Seelen seyn konnte.

Das habe ich gedacht, liebster Bruder! ich kenne Paris, und so viele junge Leute, die in dieser schönen Welt Schiffbruch an ihren guten Herzen gelitten haben.

Ich, Schwester! bin davon ein trauriges Beyspiel. Leider muß ich dir gestehen, daß ich hier gar bald Gott, Religion und Tugend verachtete. Das ist der Quell deines Unglücks. Wer Gott verläßt, den verläßt er wieder. Man wird nicht auf einmal ein Böswicht. Nein, die Boßheit hat ihre Grade. Einem gutgebildeten Herzen wird der erste Schritt zum Laster schwehr. Es kostet Ueberwindung. Ein scheinbares Glück krönt es:

Wir werden nach und nach dreister, und auf diese Art sinken wir aus einem in das andere dahin.

Das ist, meine Schwester! das treffendste Bild meines Lebens. Ach Gott, könnte ich doch meine so unnütz verschleuderten Tage wieder zurückrufen!

Das ist unmöglich, mein Bruder; aber sich durch Tugend glücklich zu machen — das hängt von dir ab.

Das ist mein Entschluß, und die Ursache, warum ich London verlassen, und mich zu dir begeben habe.

Nie, mein Bruder! soll es dich gereuen, mir machst du die größte Freude, die sich nur denken läßt. Sorge für dein ewiges Glück, dein irrdisches habe ich schon gemacht; denn nach meinem Tode bekommst du mein ganzes Vermögen.

Ach, Schwester! deinen Tod wünsche ich nicht!

Ich fühle mich, liebster Bruder! und glaube gewiß, daß mein Ende nicht mehr weit entfernt sey. Bedenk doch die so unzähligen Bekümmernisse, die mein Herz in meinem Leben beklemmt haben, und die vielen unglücklichen Reisen, die ich gemacht habe — ist's Wunder, wenn meine sonst so dauerhafte Gesundheit geschwächt ist?

Das verhüte Gott! du mußt erst noch für deine gehabten Tage der Noth entschädigt werden.

Ich danke dir, bester Bruder, für diesen treuen Wunsch; ich zweifle aber, daß er in Erfüllung gehen werde. Doch, mein Leben steht in der Hand Gottes!

Sie

Sie ward nun nach und nach wieder gesund, verließ ihr zeitheriges Krankenlager, und ihr Bruder machte es sich zur Pflicht, sie, so viel als möglich, aufzuheitern. Die treuen Vermahnungen, die sie ihm gab, fruchteten, und ihr machte es ein nicht geringes Vergnügen, ihn nun in einer ganz andern Gestalt als ehedem zu sehn. Sie traute ihm nicht, sondern hielt sein geändertes Leben für blendende Scheinheiligkeit. Sie stellte ihn deswegen auf die Probe, die hielt er glücklich aus. Die Frau von B. zog ihre Aufmerksamkeit auf sich. Sie verdoppelte jetzt ihren Besuch, und Ferdinandine merkte gar bald, daß ihr Bruder das Glück habe, ihrer Freundinn zuzufallen. Ihr Bruder machte auch daraus gegen seine Schwester kein Geheimniß, sondern gestand ohne Zurückhaltung seine verborgene Liebe gegen die Frau von B. Eine solche Verbindung wäre Ferdinandinen sehr angenehm gewesen, weil sie von der fürtreflichen Denkungsart der Frau von B. . hoffte, daß sie einst als Gattinn über das Herz ihres Bruders viel Gewalt bekommen, und einen nicht geringen Beytrag zu seinem wahren Glück thun werde. Sie hielt also nicht länger zurück, sondern sprach mit ihr:

Meine liebe Freundinn! ich merke, daß mein Bruder das Glück hat, Ihnen zu gefallen.

Ja, beste Ferdinandine! wie könnte dies wohl anders seyn, da ich Sie, als meine beste Freundinn, so zärtlich liebe?

Meinetwegen?

Ja, meine Beste!

Das bedaure ich.

So? das bedauren Sie?

Lieber wäre es mir, wenn Sie meinen Bruder, ohne Beziehung auf mich, liebten. Dann wären Sie ihm gleich.

Wie? das verstehe ich nicht.

Sie? nicht verstehen? O, da kenne ich Sie besser.

In der That, liebste Freundinn!

Dem sey, wie ihm wolle. Ich will offenherzig seyn: Mein Bruder liebt sie, er scheut sich aber, Ihnen dies zu entdecken.

Eine Offenherzigkeit ist der andern werth. Ich gestehe Ihnen also auch ohne Zurückhaltung, daß Ihr Herr Bruder gleich bey dem ersten Anblick und Unterredung mir mein Herz geraubt.

Gut! So sind ja alle Schwierigkeiten gehoben, Sie hängen ja ganz von sich ab?

Aber, liebste Freundinn! wenn ich an die vorigen traurigen Tage, die ich an der Seite meines verstorbenen Gatten verlebt, zurückdenke? Seine Ausschweifungen, sein unmenschliches Verhalten gegen mich? Erwägen Sie selbst, sollte es mir da nicht schwehr werden, diesen Schritt noch einmal zu wagen?

Freylich

Freylich ein wichtiger Schritt! allein, da Sie mit Ihrem erſten Gemal nicht glücklich gelebt haben, wird denn mein Bruder, als zweyter Gatte, Ihnen auch das Leben verbittern? Er hat die Thorheiten ſeines vorigen Lebens eingeſehen. Erinnern Sie ſich doch meines ſeligen Gatten!

Sie haben Recht, und ich zweifle auch gar nicht an der guten Denkungsart Ihres Herrn Bruders; allein, wer kann mir's verdenken, wenn ich hier mißtrauiſch bin? Mein verſtorbener Gatte hatte auch vor unſerer Verbindung, wie Sie ſelbſt von andern werden gehört haben, das beſte Herz, und doch ward er ein grauſamer Gemal für mich.

Das iſt mir bekannt; allein das wäre nicht gut, wenn alle ſo denken wollten.

Wenn ich mich auch dazu entſchlieſſen wollte — er iſt ja kein Cavalier?

Ach! liebſte Freundinn! darauf müſſen Sie nicht rechnen. Wäre das die einzige Schwierigkeit, ſo ſollte mich das Geld nicht dauern, ihn in den Adelſtand erheben zu laſſen; aber wozu das? Die wahre Liebe ſetzt ſich über alle Vorurtheile hinweg. Hier kommt Stand und Geburt nicht in Anſchlag, und wo dieſe die Ehen ſtiften, da leben Mann und Frau ſelten glücklich.

Gut, meine Beſte! aber Welt iſt Welt! die Klugheit erfordert es oft, dem Zwange des Standes

Standes und der Geburt unserer Neigung aufzuopfern.

Denken Sie so, Freundinn! so schweige ich. Wollte ich auch meinen Bruder in den Adelstand erheben lassen: so würde doch noch immer der Mangel an Ahnen Ihnen ein Anstoß seyn, und der Stolz unsers Standes würde noch immer auf ihn mit verächtlicher Mine herabblicken.

O wie schwehr wird das, meine liebste Freundinn! seine Neigungen zu besiegen, wenn hoher Stand und Geburt die Ausbrüche des Herzens verbieten!

Das glaube ich. Unter diesen Umständen widerrathe ich Ihnen also eine Verbindung mit meinem Bruder. Von unserer jetzigen Unterredung soll er auch nichts erfahren. Gern hätte ich es freylich gesehen, da ich Sie, als meine beste Freundinn, von ganzem Herzen liebe; allein auf diese Art ist es unmöglich. Bleiben Sie nur ferner eine gute Freundinn von meinem Bruder.

O, meine Beste, ich würde mir Gewalt anthun müssen, ihn zu hassen. Nie werde ich vielleicht seine Gattinn; aber mein Herz wird ihm immer geweiht bleiben!

Ferdinandinens Gesundheitsumstände wurden nun immer besser so, daß sie selbst die zeitherigen Ahndungen eins nahen Todes völlig aufgab; allein

ein plötzliches Schrecken beschleunigte ihn ohne Zweifel. Sie war gewohnt, allemal Abends in dem Bette noch so lange zu lesen, bis sich der Schlaf näherte. Noch nie war es ihr begegnet, daß sie eher eingeschlafen wäre, als sie das Licht ausgelöscht. Diesmal aber übereilte sie der Schlaf. Vermuthlich hatte sie durch eine Bewegung mit der Hand das Licht umgestossen. Dies ergriff den Vorhang des Bettes, der in volle Flammen gerieth. Zum Glück erwachte sie, und rettete noch ihr Leben durch eine zeitige Flucht. Den guten Anstalten, die man sogleich machte, muß man es verdanken, daß die Flamme nicht weiter um sich grif, und keinen beträchtlichen Schaden an den Gebäuden verursachte. Den nächsten Sonntag darauf brachte sie Gott, in seinem Tempel, ihr Lob- und Dank-Opfer dafür, und kommunizierte mit vieler Andacht öffentlich. Indem sie den Wein empfieng, überfiel sie ein heftiger Steckfluß, ihr Bruder, der dieser heiligen Handlung mit beywohnte, eilte bestürzt herbey — so sank sie in seine Arme zurück, und gab ihren Geist auf. Nun erst ist sie für alle Widerwärtigkeiten, denen sie von ihrer Jugend an ausgesetzt war, glücklich entschädigt. Unser Bedauern kann sie nicht wieder ins Leben zurück rufen; wer kann sich aber wohl enthalten, den Verlust eines so schätzbaren Herzens zu beweinen? So manchem Unglück war sie in ihrem Leben glücklich entgangen: Die Schiffbrüche und Klippen und andere Gefahren der See hatten aus

Ehrer-

Ehrerbietung ihrer geschont, und ein zu frühet Tod raubt sie in den besten Jahren des Lebens? Sie, die jede Stunde für verlohren hielt, die sie nicht zum Dienst Gottes und Nutzen ihrer Mitmenschen verwendet? Sie, die ihr ganzes Leben hindurch die Reitzungen des Glücks standhaft besiegt? Sie, die stets ihren frommen Grundsätzen treu, höflich, herablassend und gefällig gegen Jedermann, und dienstbeflissen gegen diejenigen, mit welchen sie durch die Bande der Freundschaft verbunden war? Sie, eine fromme Tochter für ihren Vater; eine treue Schwester für ihren Bruder; eine rechtschaffene Gattinn für ihren Gemal; eine zärtliche Mutter für ihren Sohn; sie raubt in der Blüthe ihrer Jahre der Tod?

Tirons le rideau, la farçe eſt jouée!